

**МІНІСТЕРСТВО ОСВІТИ І НАУКИ УКРАЇНИ
ДЕРЖАВНИЙ ВИЩИЙ НАВЧАЛЬНИЙ ЗАКЛАД
«УЖГОРОДСЬКИЙ НАЦІОНАЛЬНИЙ УНІВЕРСИТЕТ»
ФАКУЛЬТЕТ ІНОЗЕМНОЇ ФІЛОЛОГІЇ
КАФЕДРА НІМЕЦЬКА ФІЛОЛОГІЇ**

**МЕТОДИЧНІ РЕКОМЕНДАЦІЇ З КУРСУ
«СУЧАСНА НІМЕЦЬКОМОВНА ЛІТЕРАТУРА**

УЖГОРОД - 2023

**MINISTERIUM FÜR BILDUNG UND WISSENSCHAFT DER UKRAINE
STAATLICHE HOCHSCHULE
„NATIONALE UNIVERSITÄT USCHHOROD“
FAKULTÄT FÜR FREMDSPRACHEN
LEHRSTUHL FÜR DEUTSCHE PHILOLOGIE**

**DEUTSCHSPRACHIGE LITERATUR DER
GEGENWART**

Uschhorod - 2023

ББК Ш 5(4НІМ)я73
УДК 821.112.2-09(075.8)
С-38

Укладачі: Синьо В.В., доцент, канд. філ. наук, доцент кафедри німецької філології,
Вереш М.Т., канд. філ. наук, доцент кафедри німецької філології

Методичні рекомендації розглянуто та затверджено на засіданні кафедри
німецької філології
Протокол № 1 від «30» серпня 2023 р.

Зав. кафедри

Наталія КУРАХ

Схвалено Вченою радою факультету іноземної філології
протокол № 1 від «14» вересня 2023 р.

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Einleitung.....	5
Deutschsprachige Literatur der Gegenwart	6
Günter Grass	10
Bernhard Schlink	16
Kristian Kracht	21
Hape Kerkeling	28
Thilo Sarrazin	33
Wolfgang Hohlbein	41
Paul Watzlawick	47
Alexa Henning von Lange	52
Ernst Jandl	57
Ulla Hahn	60
Selbständige Arbeit	63
Quellennachweis	65

Einleitung

Jeder Lehrende und Lernende weiß, dass Literatur Teil des fremdsprachlichen Deutschunterrichts sein kann, sein sollte und natürlich ist. Literatur kann beim Erlernen der deutschen Sprache viele Funktionen erfüllen: Sie kann Lust an der Sprache wecken, kann Lust aufs (Weiter-)Lesen deutschsprachiger Texte machen, kann spannende Anlässe und Themen zum Nachdenken und diskutieren liefern, kann auf die deutsche Sprache und auf die deutschsprachigen Länder ein ganz besonderes Licht werfen. Dies alles kann sie, weil sie von der Sprache einen besonderen Gebrauch macht. Mit dieser Vorlesungsreihe wollen wir diese Möglichkeiten und Chancen gezielt nutzen.

Die Beschäftigung mit Literatur war in Europa bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein im Zusammenhang mit dem Ideal einer höheren Bildung selbstverständlicher Ziel- und Gipfelpunkt des Fremdsprachenunterrichts. Mit der Einführung der audio-lingualen und der audio-visuellen Methode in der Mitte des 20. Jahrhunderts schien Literatur weitgehend ausgedient zu haben. Seit Ende der 90-er Jahre wächst das Interesse an der Literatur im kommunikativen Fremdsprachen Unterricht. Literarische Texte gelten nicht mehr als unantastbare hohe Bildung, sondern als Gegenstand lebendiger Auseinandersetzung, die uns ermöglicht, sie produktiv zu verändern und als Anregung für eigene Kreativität zu nutzen.

Vorliegende Vorlesungsreihe möchte Anregungen geben, für die Studenten einen vielschichtigen, spannenden, lebendigen Literatur- und zugleich einen literarischen Sprachunterricht zu planen und durchzuführen.

Deutschsprachige Literatur der Gegenwart

Die Ereignisse im Herbst 1989, die zum Fall der Mauer zwischen Ost und West am 9. November und schließlich mit dem Einigungsvertrag zur Wiederherstellung der deutschen Einheit am 3.10.1990 führten, spiegelten sich auch in der Literatur. So ist die Grenzöffnung und das Ende der DDR ein bedeutsames Thema, mit dem sich viele Werke der Erzählliteratur, aber auch Lyrik und das Theater befassen. Der literarischen Auseinandersetzung mit der Teilung Deutschlands folgten nun neben dem Versuch einer Aufarbeitung der Geschichte der DDR vielfache Beispiele der Selbstbefragung, autobiographische Berichte, Dokumente von Bespitzelungen durch die Stasi und ebenso eine immer wieder heftig diskutierte Rückbesinnung auf Begriffe wie „Nation“ und „Vaterland.“

Seit 1989 bestimmen die Auseinandersetzungen über die Modalität der Vereinigung sowie die Frage nach dem Verhältnis des Schriftstellers zu Politik und Macht. Die deutsche Literatur der frühen 90er Jahre ist durch diese Ereignisse stark geprägt. Vor allem ostdeutsche Autoren setzten sich mit den Voraussetzungen und den Auswirkungen des politischen Umbruchs auseinander und beschrieben die Anpassungen, Widerstände und Brüche in eigenen oder erdachten Lebensgeschichten, z. B. in Erich Loests Roman *Nikolaikirche* (1995) und bei Volker Braun (*Nachruf*, 1990), der eine Art Abgesang auf die DDR gestaltet hat. Zudem entbrennt, ausgelöst durch Christa Wolfs Roman *Was bleibt* (1990), der so genannte Literaturstreit; sie und andere DDR-Schriftsteller werden als Stasispitzel verdächtigt, während der engagierten Literatur vorgeworfen wird, dass sie die Literatur einer ihrer wesentlichen Funktionen, der Autonomie, beraubt hätten. Zur gleichen Zeit wird im deutschen Feuilleton die Forderung nach „dem deutschen Wenderoman“ laut, die so explizit jedoch nicht erfüllt wird. Die Erfahrung der Wende und mehr noch das Verschwinden der DDR steht im Mittelpunkt zahlreicher Prosatexte; u. a. in Günter Grass' *Ein weites Feld* (1995); Volker Brauns *Der Wendehals* (1995), in Jens Sparschuhs *Der Zimmerspringbrunnen* (1995), Brigitte Burmeisters *Unter dem Namen Norma* (1994), Monica Marons *Stille Zeile Sechs* (1991), Klaus Schlesingers *Trug* (2000), Christoph Heins *Willenbrock* (2000), und Wolfgang Hilbig's *Das Provisorium* (2000). Dabei sind die Schriftsteller hauptsächlich an der Frage interessiert, wie die Menschen mit den neuen Verhältnissen zurecht kommen und ob und wie Ängste und Hoffnungen erfüllt werden. Großen Erfolg verzeichnete Ingo Schulze mit seinem Roman *Simple Storys* (1998), in dem Zerfallerscheinungen nach der Wende thematisiert werden. Die Wende und das Leben in der DDR werden jedoch nicht nur in ernsten und tragischen Texten dargestellt, sondern auch ironisch-komisches Erzählen kann in hohem Maß dazu beitragen, solche Erfahrungen literarisch vermittelbar zu machen, zu erkennen bei Jens Sparschuh und Volker Braun und vor allem bei Thomas Brussigs *Helden wie wir* (1995) und seiner Komödie vom DDR-Alltag *Am kürzeren Ende der Sonnenallee* (2000). Das deutsch-deutsche Leben nach Ende der Teilung und die nun wieder mögliche Suche nach Erinnerungen im jeweils anderen Landesteil wird hauptsächlich von westdeutschen Schriftstellern (Jürgen Becker *Aus der Geschichte der Trennungen*, 1999; Michael Kumpfmüller *Hampels Fluchten*, 2000) gestaltet.

Seit der Wende sind jedoch auch Werke erschienen, die sich nicht mit dem Thema der Teilung und Vereinigung Deutschlands befassen. Formen und Inhalte des postmodernen Erzählens werden weiterhin erprobt. Über die Frage, was genau unter dieser literarischen Postmoderne zu verstehen sei, herrscht unter Wissenschaftlern wie auch unter Künstlern

Uneinigkeit; so verwenden einige die Bezeichnung für jegliche Kunst und philosophisches Denken nach der Zeit der Moderne um die Jahrhundertwende, andere verweisen eher auf das Ineinanderfließen von Kunst und Konsum und wieder andere subsumieren unter diesem Etikett vorwiegend formale Erneuerungen und Sprachexperimente. Für die Literatur dieser Jahre sind die signifikanten Merkmale etwa die Auseinandersetzung mit der Sprache als Anlass des Erzählens und die Dekonstruktion und Auflösung von Texten und Diskursen sowie die Suche nach intertextuellen Verweisen. Damit sollten gesellschaftliche Machtstrukturen, die sich in der Sprache manifestieren aufgedeckt werden und durch eine neu entworfene, eigene Sprache die durch Herrschaftsdiskurse geprägte Sprache verabschiedet werden. Zu nennen sind hier u. a. Gert Neumann (*Klandestinität der Kesselreiniger*, 1989), Reinhard Jirgl (*Abschied von den Feinden*, 1995; *Hundsnächte*, 1997) und Kurt Drawert (*Spiegelland*, 1992.)

Sprachkritik, Dekonstruktion von Sprachstrukturen und eine neue Sprachkunst wird auch in der Lyrik der 90er Jahre erprobt. Ihre Dichter – Durs Grünbein (1962, *Schädelbasislektion*, 1991), Thomas Kling (*brennstabn*, 1991, *nacht. sicht. gerät*, 1993) oder Barbara Köhler (*Deutsches Roulette*, 1991; *Blue Box*, 1995) – zeichnen sich durch Ekel an öffentlichen allgemeingültigen Phrasen und einer unbändigen Lust am Wortschöpferischen und der Erschließung neuer Sprach- und Denkräume aus. Thomas Kling hat mit seiner oft phonetisch orientierten Schreibweise für belebende Akzente in der deutschsprachigen Poesie gesorgt. Diese Poesie wird oft als subjekt-, geschichtslos und sinnentleert kritisiert. Dem setzte eine andere Gruppierung in der Lyrik dieser Jahre die Unmittelbarkeit des menschlichen Lebens entgegen. Thema ihrer Gedichte sind die „Existentialien“ des Lebens wie Liebe und Tod (Sarah Kirsch *Bodenlos*, 1996; Peter Härtling *Horizonttheater*, 1997; Helga M. Novak (*Märkische Feemorgana*, 1989, *Silvatica*, 1997;), aber auch Geschichte, Landschaften, Kindheit und Zeitläufte, sowie Darstellung des Mikro- und Makrokosmos der Welt (Volker Braun *Tumulus*, 1999; Günter Kunert *Mein Golem*, 1996). Zu dieser Gruppe sind ebenso Ulla Hahn (*Epikurs Garten*, 1995), Hilde Domin und Hans Magnus Enzensberger zu zählen.

Sprachkritik und Entwicklung eines neuen Umgangs mit ihr taucht ebenfalls bei Peter Handke, Elfriede Jelinek, Friederike Mayröcker und Ernst Jandl auf – sowohl in Prosa, Lyrik als auch Theaterstücken.

Das Theater der 90er zeichnet sich vor allem durch eine Radikalisierung von Sprache und Themen aus, durch Subversivität, Gesellschaftskritik und Etablierung von neuen formalen Strukturen, die das kausal-lineare Erzählen von der Bühne verdrängten. Dieses Ansinnen verdichtet sich im Spiel mit der Schockierung des Publikums und den Inszenierungen der „jungen Wilden“, der Regisseure Christoph Schlingensief, Frank Castorf, Thomas Ostermeier und Christoph Marthaler (1951). Radikale und polarisierende Stücke und Dialoge mit Toten verfasste auch die Österreicherin Elfriede Jelinek, die 2004 den Nobelpreis für Literatur erhielt, deren dramatische Texte und Prosa jedoch stets für Skandale sorgten und dem Pornographievorwurf ausgesetzt waren (z. B. ihre Romane *Die Klavierspielerin*, 1983; *Lust*, 1989; *Gier*, 2000). Ihre Texte sind durch chaotisch aufgesprengtes Erzählen, Verlust an dramatischer Struktur, Aufgriff der aktuellen Gegenwart und Betonung des Körpers gekennzeichnet, und handeln überwiegend von Gewalt und Tod –

etwa der Roman *Die Kinder der Toten*, 1995 oder die Stücke *Wolken.Heim*, 1990, *Sportstück*, 1998, *Bambiland* 2003.

Insgesamt ist die literarische Situation in den deutschsprachigen Ländern ab Mitte der 80er Jahre sehr komplex und es überlagern sich zahlreiche formale Stilrichtungen und thematische Orientierungen. Besondere Bedeutung muss jedoch dem „Neuen Erzählen“ beigemessen werden. Darunter versteht man ein in dieser Zeit erneut aufkommendes Erstarren der Fiktion, das Anknüpfen an klassische Gattungen und formale wie inhaltliche Traditionen und vor allem auch den Versuch, durch Erzählen einen komplexen Weltentwurf, die Vielfalt des menschlichen Lebens sowie eine Verschmelzung von objektiver und subjektiver Erfahrung, von Ich und Welt zu erreichen. Zu dieser neuen Erzählergeneration sind Autoren wie Christoph Ransmayer, der mit seinem Roman *Die letzte Welt* (1988) versuchte, an die klassische Antike, an Ovids Metamorphosen anzuknüpfen, Thomas Hettche (*Ludwig muß sterben*, 1989; *NOX*, 1995), Helmut Krausser (*Fette Welt*, 1992; *Schmerznovelle*, 2001; *UC*, 2003), Marcel Beyer (*Flughunde*, 1995), Karen Duve (*Regenroman*, 1999; *Dies ist kein Liebeslied*, 2004) und Georg M. Oswald (*Party-Boy*, 1998; *Im Himmel*, 2003) zu rechnen. Voraussetzung dieser Bewegung war zum einen der Generationswechsel um das Jahr 1995, als zunehmend der Ruf nach einem Ablösen von Nachkriegs-Größen wie Grass, Böll, Handke oder Walser laut wurde und das Schreiben dieser neuen Erzählergeneration Abgrenzung war gegenüber diesen „Literaturheiligen“. Auch sind diese neuen Prosatexte zum anderen nicht mehr ohne die Reflexion ihrer medialen Voraussetzungen zu denken, die unter dem Einfluss der neuen Techniken und der Einbuße der Rolle der Literatur als Leitmedium zum Ende des letzten Jahrhunderts unabdingbar wurde.

In Opposition zur Nachkriegs- und 68er-Generation verstanden sich die Vertreter der sog. Popliteratur wie Christian Kracht (*Faserland*, 1995; *Tristesse Royale*, 1999), Florian Illies (*Generation Golf*, 2003), Benjamin von Stuckrad-Barre (*Soloalbum*, 1998; *Blackbox*, 2000) oder Alexa Henning von Lange (*Relax*, 1995). Diese jungen Autoren bejahten die Gegenwart zum Teil bis hin zum Zynismus, setzten gegen die Konsumkritik der 70er Jahre den Konsum, gegen die Jugendbewegtheit der Protestgeneration die kapitalistischen Symbole des Wohlstands und gegen die ihrer Meinung nach vorherrschende Vergangenheitsbesessenheit der Literatur eine Vergangenheitsvergessenheit. Sie orientierten sich sprachlich und ästhetisch an der Popkultur in Musik und Werbung.

Die Vergangenheit blieb jedoch auch in den 90er Jahren lebendig: Sowohl der Holocaust und der Faschismus, als auch die jüngere Vergangenheit des geteilten Deutschlands waren Gegenstand der literarischen Auseinandersetzung. Besonders bei jüngeren Autoren war es allerdings nicht mehr erlebte Vergangenheit, sondern es wurde der Umgang mit kollektiver Erinnerung und Möglichkeiten der Spurensuche erprobt. Exemplarisch hierfür stehen Werke über das Dritte Reich wie Marcel Beyers *Flughunde* (1995) oder Bernhard Schlinks *Der Vorleser* (1995), oder aber W. G. Sebalds Roman *Austerlitz* (2001) über die Frage nach dem „Wie“ von Erinnerung.

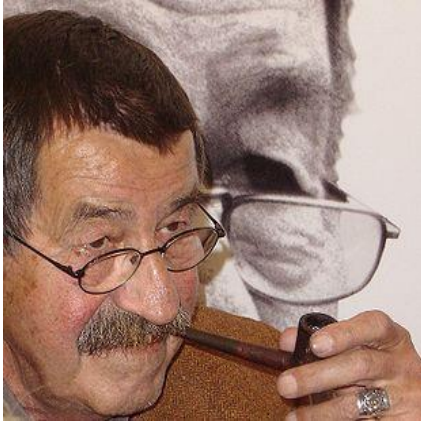
Lebens- und Kindheitserinnerungen finden sich hingegen in Günter Grass' *Mein Jahrhundertbuch* (1999), Walter Kempowskis Trilogie *Echolot* (1993/1999/2002) oder Arnold Stadlers Roman *Mein Hund, meine Sau, mein Leben* (1994).

Man muss auch das sog. „literarische Fräuleinwunder“ erwähnen, unter diesem Etikett man eine Reihe erfolgreicher und gut zu vermarktender Romane und Erzählungen von jungen Frauen zusammenzufassen versuchte. Zum „Fräuleinwunder“ erklärt wurden etwa Judith Herman (*Sommerhaus, später*, 1998), Zoe Jenny (*Blütenstaubzimmer*, 1997), Julia Franck (*Liebediener*, 1999) oder Sybille Berg (*Amerika*, 1999).

Weitere Themen der literarischen Gegenwart sind neben der nicht abreißen Beschäftigung mit formalen Experimenten (Friederike Mayröcker, Ernst Jandl, Bert Papenfuß, Kurt Drawert, Reinhard Jirgl) oder Erzählalternativen ohne Erzählinstanz und lineares Erzählen, wie sie etwa von Alban Nikolai Herbst in seinen *Anderswelt*-Romanen entwickelten wurden, beispielsweise die Rückkehr religiöser Sujets bei Autoren wie Ralf Rothmann und Sibylle Lewitscharoff. Eine andere Richtung ist die Thematisierung von Fremdheitserfahrungen und kulturellen Identitäten in der Literatur deutschschreibender, aber nicht deutschstämmiger Literaten (Feridun Zaimoğlu mit *Kanak Sprak. 24 Mißtöne vom Rande der Gesellschaft*, 1995; Rafik Schami mit *Das Schaf im Wolfspelz*, 1982, *Die Sehnsucht fährt schwarz*, 1988; Wladimir Kaminer mit *Russendisko*, 2000); meist zusammengefasst unter den Stichworten „Interkulturelle Literatur“ oder „Migrationsliteratur“. Zudem werden neue Gefahren wie Terrorismus aber auch Gefährdungen des Alltags und des Materialismus verarbeitet. Ebenfalls zu erwähnen ist die um sich greifende Verschmelzung der Literatur mit Formen der Gebrauchs- und Meinungskultur und das Aufgreifen der neuen technischen und gestalterischen Möglichkeiten, die das Internet bietet. Herausragendes Beispiel hierfür ist Kathrin Passig, die neben ihrer journalistischen Tätigkeit auch literarische Texte verfasste und neue kommerzielle und kulturelle Formen wie Weblogs (*riesenmaschine.de*) für ihr Schaffen adaptierte. Zu nennen ist hier auch die sog. Netzliteratur, die die Technologie der Digitalisierung für literarische Verfahrensweisen ausnutzte, die so nur in diesem Medium möglich sind. Durch Interaktivität, Hypertextstruktur, Intermedialität, Verwendung visueller Reize und weit reichende Verlinkung wurden knoten- oder netzförmige Texte geschaffen, die die konventionelle lineare Erzählweise in der Zeit verlassen und neue Erzählräume eröffnen.

In den 1990er Jahren erlebte die deutschsprachige Literatur so einen vorübergehenden Boom an Debütantinnen und Jungautoren. Diese Erscheinungen waren zum Teil vom Buchmarkt gesteuert, der seit 1945 enorm angewachsen ist und spätestens seit 1990 so groß ist, dass selbst gute Literatur schwer über die Wahrnehmungsschwelle kommt. Insgesamt ist die literarische Gegenwart ab den 90er Jahren von einem Wiedererstarken der Fiktionalität und dem epischen Erzählen sowie einem Nebeneinander an literarischen Themen, Formen und Stilrichtungen geprägt.

Günter Grass



Günter Grass ist am 16. Oktober 1927 in Danzig-Langfuhr geboren. Er ist ein deutscher Schriftsteller, Bildhauer, Maler und Grafiker. Grass war Mitglied der Gruppe 47 und gilt als einer der bedeutendsten deutschsprachigen Autoren der Gegenwart. Im Jahr 1999 erhielt er den Nobelpreis für Literatur. 2002 erschien die Novelle „**Im Krebsgang**“, die das Thema des Untergangs von dem mit Flüchtlingen besetzten Schiff Wilhelm Gustloff am Ende des Zweiten Weltkrieges behandelt. Ähnlich wie in früheren Werken beschäftigt sich Grass hier sehr ausführlich mit der

Wirkung der Vergangenheit auf die Gegenwart und mit deren Verarbeitung. Er verknüpft dabei Realität und Fiktion. Während die Ermordung von Wilhelm Gustloff durch David Frankfurter und der Untergang der Wilhelm Gustloff reale Ereignisse sind, übertragen die fiktionalen Mitglieder der Familie Pokriefke den Untergang in die heutige Zeit.

Ich-Erzähler der Novelle ist der Journalist Paul Pokriefke, der am 30. Januar 1945, dem Tag der Versenkung des Schiffes Wilhelm Gustloff durch ein sowjetisches U-Boot, geboren wurde. Seine noch sehr junge, werdende Mutter Tulla Pokriefke befand sich unter den mehr als 10.000 Passagieren und konnte beim Untergang des Schiffes gerettet werden.

„**Beim Häuten der Zwiebel**“ ist ein autobiografisches Werk von Günter Grass aus dem Jahr 2006. Es beginnt mit dem Ende seiner Kindheit in Danzig und dem Anfang des Zweiten Weltkriegs und endet in dem Jahr, in dem sein Buch „Die Blechtrommel“ erscheint.

1. **Füllen Sie die Mind-map zum Thema „Nationalsozialismus“ aus.**
2. **Welche Assoziationen haben Sie mit dem Wort „Zwiebel“.**
3. **Lesen Sie die Auszüge aus der Novelle „Im Krebsgang“ und aus dem Roman „Beim Häuten der Zwiebel“ von Günter Grass.**

Im Krebsgang

»Warum erst jetzt?« sagte jemand, der nicht ich bin. Weil Mutter mir immer wieder... Weil ich wie damals, als der Schrei überm Wasser lag, schreien wollte, aber nicht konnte... Weil die Wahrheit kaum mehr als drei Zeilen... Weil jetzt erst...

Noch haben die Wörter Schwierigkeiten mit mir. Jemand, der keine Ausreden mag, nagelt mich auf meinen Beruf fest. Schon als junger Spund hätte ich, fix mit Worten, bei einer Springer-Zeitung volontiert, bald gekonnt die Kurve gekriegt, später für die »taz« Zeilen gegen Springer geschunden, mich dann als Söldner von Nachrichtenagenturen kurz gefaßt und lange Zeit freiberuflich all das zu Artikeln verknappt, was frisch vom Messer gesprungen sei: Täglich Neues. Neues vom Tage.

Mag schon sein, sagte ich. Aber nichts anderes hat unsereins gelernt. Wenn ich jetzt beginnen muß, mich selber abzuwickeln, wird alles, was mir schiefgegangen ist, dem

Untergang eines Schiffes eingeschrieben sein, weil nämlich, weil Mutter damals hochschwanger, weil ich überhaupt nur zufällig lebe.

Und schon bin ich abermals jemand zu Diensten, darf aber vorerst von meinem bißchen Ich absehen, denn diese Geschichte fing lange vor mir, vor mehr als hundert Jahren an, und zwar in der mecklenburgischen Residenzstadt Schwerin, die sich zwischen sieben Seen erstreckt, mit der Schelfstadt und einem vieltürmigen Schloß auf Postkarten ausgewiesen ist und über die Kriege hinweg äußerlich heil blieb.

Anfangs glaubte ich nicht, daß ein von der Geschichte längst abgehaktes Provinznest irgendwen, außer Touristen, anlocken könnte, doch dann wurde der Ausgangsort meiner Story plötzlich im Internet aktuell. Ein Namenloser gab mit Daten, Straßennamen und Schulzeugnissen personenbezogene Auskunft, wollte für einen Vergangenheitskrämer wie mich unbedingt eine Fundgrube aufdecken.

Bereits als die Dinger auf den Markt kamen, habe ich mir einen Mac mit Modem angeschafft. Mein Beruf verlangt diesen Abruf weltweit vagabundierender Informationen. Lernte leidlich, mit meinem Computer umzugehen. Bald waren mir Wörter wie Browser und Hyperlink nicht mehr böhmisch. Holte Infos für den Gebrauch oder zum Wegschmeißen per Mausclick rein, begann aus Laune oder Langeweile von einem Chatroom zum anderen zu hüpfen und auf die blödeste Junk-Mail zu reagieren, war auch kurz auf zwei, drei Pornosites und stieß nach ziellosem Surfen schließlich auf Homepages, in denen sogenannte Vorgestrige, aber auch frischgebackene Jungnazis ihren Stumpfsinn auf Haßseiten abließen. Und plötzlich - mit einem Schiffsnamen als Suchwort - hatte ich die richtige Adresse angeklickt: »www.blutzeuge.de«. In gotischen Lettern klopfte eine »Kameradschaft Schwerin« markige Sprüche. Lauter nachträgliches Zeug. Mehr zum Lachen als zum Kotzen.

Seitdem steht fest, wessen Blut zeugen soll. Aber noch weiß ich nicht, ob, wie gelernt, erst das eine, dann das andere und danach dieser oder jener Lebenslauf abgespult werden soll oder ob ich der Zeit eher schrägläufig in die Quere kommen muß, etwa nach Art der Krebse, die den Rückwärtsgang seitlich ausscherend vortäuschen, doch ziemlich schnell vorankommen. Nur soviel ist sicher: Die Natur oder genauer gesagt die Ostsee hat zu all dem, was hier zu berichten sein wird, schon vor länger als einem halbenjahrhundert ihr Ja und Amen gesagt.

Zuerst ist jemand dran, dessen Grabstein zertrümmert wurde. Nach Schulabschluß - mittlere Reife - begann seine Banklehre, die er unauffällig beendete. Nichts davon fand sich im Internet. Dort wurde nur auf eigens ihm gewidmeter Website der 1895 in Schwerin geborene Wilhelm Gustloff als »Blutzeuge« gefeiert. So fehlten Hinweise auf den angegriffenen Kehlkopf, sein chronisches Lungenleiden, das ihn hinderte, im Ersten Weltkrieg tapfer zu sein. Während Hans Castorp, ein junger Mann aus hanseatischem Haus, auf Geheiß seines Erfinders den Zauberberg verlassen mußte, um auf Seite 994 des gleichnamigen Romans in Flandern als Kriegsfreiwilliger zu fallen oder ins literarische Ungefähr zu entkommen, schickte die Schweriner Lebensversicherungsbank ihren tüchtigen Angestellten im Jahr siebzehn fürsorglich in die Schweiz, wo er in Davos sein Leiden auskurieren sollte, woraufhin er in besonderer Luft so gesund wurde, daß ihm nur mit anderer Todesart beizukommen war; nach Schwerin, ins niederdeutsche Klima wollte er vorerst nicht zurück.

Als Gehilfe fand Wilhelm Gustloff Arbeit in einem Observatorium. Kaum war diese Forschungsstätte in eine eidgenössische Stiftung umgewandelt, stieg er zum Observatoriumssekretär auf, dem dennoch Zeit blieb, sich als reisender Vertreter einer Gesellschaft für Hausratsversicherungen ein Zubrot zu verdienen; so lernte er nebenberuflich die Kantone der Schweiz kennen. Gleichzeitig war seine Frau Hedwig fleißig: als Sekretärin half sie, ohne sich ihrer völkischen Gesinnung wegen überwinden zu müssen, bei einem Rechtsanwalt namens Moses Silberroth aus.

Bis hierhin ergeben die Fakten das Bild eines bürgerlich gefestigten Ehepaares, das aber, wie sich zeigen wird, eine dem schweizerischen Erwerbssinn angepaßte Lebensart nur vortäuschte; denn anfangs unterschwellig, später offen heraus - und lange geduldet vom Arbeitgeber - nutzte der Observatoriumssekretär erfolgreich sein angeborenes Organisationstalent: er trat in die Partei ein und hat bis Anfang sechszwanzig unter den in der Schweiz lebenden Reichsdeutschen und Österreichern etwa fünftausend Mitglieder angeworben, landesweit in Ortsgruppen versammelt und auf jemanden vereidigt, den sich die Vorsehung als Führer ausgedacht hatte.

Zum Landesgruppenleiter jedoch war er von Gregor Strasser ernannt worden, dem die Organisation der Partei unterstand. Strasser, der dem linken Flügel angehörte, wurde, nachdem er zweiundzwanzig aus Protest gegen seines Führers Nähe zur Großindustrie alle Ämter niedergelegt hatte, zwei Jahre später dem Röhmputsch zugezählt und von den eigenen Leuten liquidiert; sein Bruder Otto rettete sich ins Ausland. Daraufhin mußte sich Gustloff ein neues Vorbild suchen.

Als aufgrund einer Anfrage, gestellt im Kleinen Rat von Graubünden, ein Beamter der Fremdenpolizei von ihm wissen wollte, wie er inmitten der Eidgenossenschaft sein Amt als Landes Gruppenleiter der NSDAP verstehe, soll er geantwortet haben: »Ich liebe auf der Welt am meisten meine Frau und meine Mutter. Wenn mein Führer mir befähle, sie zu töten, würde ich ihm gehorchen.«

Dieses Zitat wurde im Internet bestritten. Solche und weitere Lügen habe in seinem Machwerk der Jude Emil Ludwig erfunden, hieß es in dem von der Kameradschaft Schwerin angebotenen Chatroom. Vielmehr sei weiterhin der Einfluß von Gregor Strasser auf den Blutzeugen wirksam geblieben. Stets habe Gustloff vor dem Nationalen das Sozialistische seiner Weltanschauung betont. Bald tobten Flügelkämpfe zwischen den Chattern. Eine virtuelle Nacht der langen Messer forderte Opfer.

Dann jedoch wurde allen interessierten Usern ein Datum in Erinnerung gerufen, das als Ausweis der Vorsehung gelten sollte. Was ich mir als bloßen Zufall zu erklären versucht hatte, hob den Funktionär Gustloff in überirdische Zusammenhänge: am 30. Januar 1945 begann, auf den Tag genau fünfzig Jahre nach der Geburt des Blutzeugen, das auf ihn getaufte Schiff zu sinken und so zwölf Jahre nach der Machtergreifung, abermals auf den Tag genau, ein Zeichen des allgemeinen Untergangs zu setzen.

Da steht es wie mit Keilschrift in Granit gehauen. Das verfluchte Datum, mit dem alles begann, sich mordsmäßig steigerte, zum Höhepunkt kam, zu Ende ging. Auch ich bin, dank Mutter, auf den Tag des fortlebenden Unglücks datiert worden; dagegen lebt sie nach einem anderen Kalender und ermächtigt weder den Zufall noch ähnliche Alleserklärer.

4. Wie wird Wilhelm Gustloff charakterisiert? Schreiben Sie Stichworte auf.

Die Häute unter der Haut

Ob heute oder Vorjahren, lockend bleibt die Versuchung, sich in dritter Person zu Verkappen: Als er annähernd zwölf zählte, doch immer noch liebend gern auf Mutters Schoß saß, begann und endete etwas. Aber läßt sich, was anfing, was auslief, so genau auf den Punkt bringen? Was mich betrifft, schon.

Auf engem Raum wurde meine Kindheit beendet, als dort, wo ich aufwuchs, an verschiedenen Stellen zeitgleich der Krieg ausbrach. Er begann unüberhörbar mit den Breitseiten eines Linienschiffes und dem Anflug von Sturzkampfflugzeugen über dem Hafenvorort Neufahrwasser, dem als polnischer Militärstützpunkt die Westerplatte gegenüberlag, zudem entfernter mit den gezielten Schüssen zweier Panzerspähwagen beim Kampf um die Polnische Post in der Danziger Altstadt und nah bei verkündet aus unserem Radio, dem Volksempfänger, der im Wohnzimmer auf dem Büfett seinen Platz hatte: mit ehernen Worten wurde in einer Parterrewohnung, die Teil eines dreistöckigen Mietshauses im Langfuhrer Labesweg war, das Ende meiner Kinderjahre ausgerufen.

Sogar die Uhrzeit wollte unvergeßlich sein. Ab dann herrschte auf dem Flugplatz des Freistaates, nahe der Schokoladenfabrik Baltic, nicht nur ziviler Betrieb. Aus den Dachluken des Mietshauses gesehen, stieg überm Freihafen schwärzlich Rauch auf, der sich unter fortgesetzten Angriffen und bei leichtem Wind aus Nordwest erneuerte.

Aber sobald ich mich an den fernen Geschützdonner der *Schleswig-Holstein*, die eigentlich als Veteran der Skagerrakschlacht ausgedient hatte und nur noch als Schulschiff für Kadetten taugte, sowie an die abgestuften Geräusche von Flugzeugen erinnern will, die Stukas genannt wurden, weil sie hoch überm Kampfgebiet seitlich abkippten und im Sturzflug mit endlich ausgeklinkten Bomben ihr Ziel fanden, rundet sich die Frage: Warum überhaupt soll Kindheit und deren so unverrückbar datiertes Ende erinnert werden, wenn alles, was mir ab den ersten und seit den zweiten Zähnen widerfuhr, längst samt Schulbeginn, Murmelspiel und verschorften Knien, den frühesten Beichtgeheimnissen und der späteren Glaubenspein zu Zettelkram wurde, der seitdem einer Person anhängt, die, kaum zu Papier gebracht, nicht wachsen wollte, Glas in jeder Gebrauchsform zersang, zwei hölzerne Stöcke zur Hand hatte und sich dank ihrer Blechtrommel einen Namen machte, der fortan zitierbar zwischen Buchdeckeln existierte und in weißnichtwieviel Sprachen unsterblich sein will?

Weil dies und auch das nachgetragen werden muß. Weil vorlaut auffallend etwas fehlen könnte. Weil wer wann in den Brunnen gefallen ist: meine erst danach überdeckelten Löcher, mein nicht zu bremsendes Wachstum, mein Sprachverkehr mit verlorenen Gegenständen. Und auch dieser Grund sei genannt: weil ich das letzte Wort haben will.

Die Erinnerung liebt das Versteckspiel der Kinder. Sie verkriecht sich. Zum Schönreden neigt sie und schmückt gerne, oft ohne Not. Sie widerspricht dem Gedächtnis, das sich pedantisch gibt und zänkisch rechthaben will.

Wenn ihr mit Fragen zugesetzt wird, gleicht die Erinnerung einer Zwiebel, die gehäutet sein möchte, damit freigelegt werden kann, was Buchstab nach Buchstab ablesbar steht: selten eindeutig, oft in Spiegelschrift oder sonstwie verrätselt.

Unter der ersten, noch trocken knisternden Haut findet sich die nächste, die, kaum gelöst, feucht eine dritte freigibt, unter der die vierte, fünfte warten und flüstern. Und jede weitere schwitzt zu lang gemiedene Wörter aus, auch schnörkelige Zeichen, als habe sich ein Geheimniskrämer von jung an, als die Zwiebel noch keimte, verschlüsseln wollen.

Schon wird Ehrgeiz geweckt: dieses Gekrakel soll entziffert, jener Code geknackt werden. Schon ist widerlegt, was jeweils auf Wahrheit bestehen will, denn oft gibt die Lüge oder deren kleine Schwester, die Schummelei, den haltbarsten Teil der Erinnerung ab; niedergeschrieben klingt sie glaubhaft und prahlt mit Einzelheiten, die als fotogenau zu gelten haben: Das unter der Julihitze flimmernde Teerpappendach des Schuppens auf dem Hinterhof unseres Mietshauses roch bei Windstille nach Malzbonbon ...

Der abwaschbare Kragen meiner Volksschullehrerin, des Fräulein Spollenhauer, war aus Celluloid und schloß so eng, daß ihr Hals Falten warf...

Die Propellerschleifen der Mädchen sonntags auf dem Zoppoter Seesteg, wenn die Kapelle der Schutzpolizei muntere Weisen spielte...

Mein erster Steinpilz...

Als wir Schüler hitzefrei hatten...

Als meine Mandeln schon wieder entzündet waren...

Als ich Fragen verschluckte...

Die Zwiebel hat viele Häute. Es gibt sie in Mehrzahl. Kaum gehäutet, erneuert sie sich. Gehackt treibt sie Tränen. Erst beim Häuten spricht sie wahr. Was vor und nach dem Ende meiner Kindheit geschah, klopft mit Tatsachen an und verlief schlimmer als gewollt, will mal so, mal so erzählt werden und verführt zu Lügengeschichten.

5. Welches Bild vom Günter Grass vermittelt der Auszug?

6. Schreiben Sie aus dem Text die Wörter, die zum semantischen Feld „Computer gehören“.

7. Was bedeuten folgende Wörter und Ausdrücke? Bilden Sie mit ihnen neue Sätze.

- | | | |
|----|-----------------------------------|-------|
| a) | frisch vom Messer gesprungen sein | _____ |
| b) | freiberuflich | _____ |
| c) | volontieren | _____ |
| d) | die Kurve kriegen | _____ |
| e) | festnageln | _____ |
| f) | vagabundieren | _____ |
| g) | die Zubrot verdienen | _____ |
| h) | ein Zubrot verdienen | _____ |
| i) | auf den Punkt bringen | _____ |
| j) | hitzefrei | _____ |

8. Kennen Sie Synonyme für folgende Wörter?

- a) Schwanger _____
- b) junger Spund _____
- c) abwickeln _____
- d) die Story _____
- e) blöd _____
- f) tapfer _____
- g) zänkisch _____
- h) verkriechen _____

9. Richtig oder falsch? Kreuzen Sie an.

	richtig	falsch
Wilhelm Gustloff wurde 1896 in Schwerin geboren		
Wilhelm Gustloff arbeitete in einem Observatorium		
Er wurde zum Gruppenleiter ernannt.		
Seine Frau war Sekretärin bei einem Anwalt		

10. Ergänzen Sie bitte fehlende Wörter.

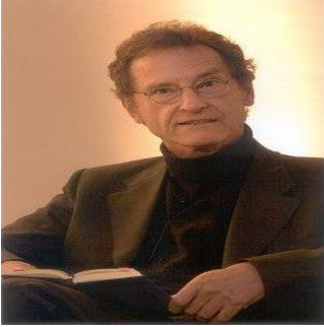
- a) Er sollte in Davos sein _____.
- b) Er lernte _____ die Kantone der Schweiz kennen.
- c) Dieses _____ wurde im Internet bestritten.
- d) Sogar die Uhrzeit wollte _____ sein.
- e) Als meine Mandeln schon wieder _____ waren.
- f) Jemand nagelt mich auf meinen _____ fest-
- g) Ich lebe überhaupt nur _____.

11. Wie heißt das Gegenteil zu folgenden Wörtern?

- a) unauffällig _____
- b) abgehakt _____
- c) vortäuschen _____
- d) taugen _____
- e) haltbar _____
- f) schummeln _____
- g) glaubhaft _____

12. Geben Sie den Inhalt beider Geschichten in eigenen Worten wieder.

Bernhard Schlink



Bernhard Schlink wurde am 6. Juli 1944 in Bielefeld geboren. Er hat in Heidelberg und Berlin Rechtswissenschaften studiert. Im Jahr 1975 erhielt er den Dr. jur. und habilitierte sich 1981. Er erfüllte damit alle Voraussetzungen, um Professor der Rechtswissenschaften zu werden. Er ist heute Professor in den Städten Berlin und Bonn und Verfassungsrichter in Nordrhein-Westfalen. Als Autor ist er durch viele juristische Fach- und Lehrbücher bekannt geworden.

Mit dem „Vorleser“ gelang Bernhard Schlink im Jahr 1995 ganz großer Wurf in der Belletristik. Seit dem Roman auch als Taschenbuch vorliegt, ist der Erfolg überwältigend. Bernhard Schlink erhielt für den Roman mehrere literarische Auszeichnungen. Der in 26 Sprachen übersetzte Vorleser wurde auch im Ausland sehr gut aufgenommen. Vor allem in den USA erklimmte er die Bestsellerlisten.

Sein Roman „Der Vorleser“ (1995) wurde zu einem internationalen Bestseller. Der Roman behandelt die Beziehung eines anfänglich 15 Jahre alten Jungen zu einer 36 Jahre alten Frau sowie deren Folgen. Im Buch setzt sich Schlink auch mit dem Holocaust in der Zeit des Nationalsozialismus und mit der Frage auseinander, wie mit den Tätern umgegangen werden sollte. Der Roman behandelt den für die 1960er Jahre typischen Generationenkonflikt.

Die Handlung des Romans Der Vorleser ist in drei Teile gegliedert und schildert in überwiegend chronologischen Rückblenden aus der Erzählgegenwart der 1990er Jahre die Erlebnisse des Ich-Erzählers.

Die Handlung des Buches ist deutlich auf die Beziehung zwischen den beiden Hauptpersonen Michael Berg und Hanna Schmitz zugeschnitten. Alle Aussagen über Hanna und die restlichen Charaktere beruhen entweder auf Erlebnissen, Empfindungen und Reflexionen des Erzählers, oder fremde Quellen werden von dem Erzähler referiert und dabei zugleich gefiltert.

1. **Füllen Sie die Mind-map zu dem Themen „Haus“ und „Liebe“ aus.**
2. **Lesen Sie den Auszug aus dem Roman „Der Vorleser“ von B. Schlink.**

Der Vorleser

Kapitel 2

Das Haus in der Bahnhofstraße steht heute nicht mehr. Ich weiß nicht, wann und warum es abgerissen wurde. Über viele Jahre war ich nicht in meiner Heimatstadt. Das neue Haus, in den siebziger oder achtziger Jahren gebaut, hat fünf Stockwerke und einen ausgebauten Dachstock, verzichtet auf Erker oder Balkone und ist glatt und hell verputzt. Viele Klingeln zeigen viele kleine Apartments an. Apartments, in die man einzieht und aus denen man auszieht, wie man Mietwagen nimmt und abstellt. Im Erdgeschoß ist derzeit ein Computerladen; davor waren dort ein Drogeriemarkt, ein Lebensmittelmarkt und ein Videoverleih.

Das alte Haus hatte bei gleicher Höhe vier Stockwerke, ein Erdgeschoß aus diamantgeschliffenen Sandsteinquadern und drei Geschosse darüber aus Backsteinmauerwerk mit sandsteinernen Erkern, Balkonen und Fensterfassungen. Zum Erdgeschoß und ins Treppenhaus führten ein paar Stufen, unten breiter und oben schmaler,

auf beiden Seiten von Mauern gefaßt, die eiserne Geländer trugen und unten schneckenförmig ausliefen. Die Tür war von Säulen flankiert, und von den Ecken des Architravs blickte ein Löwe die Bahnhofstraße hinauf, einer sie hinunter. Der Hauseingang, durch den die Frau mich in den Hof zum Wasserhahn geführt hatte, war der Nebeneingang.

Schon als kleiner Junge hatte ich das Haus wahrgenommen. Es dominierte die Häuserzeile. Ich dachte, wenn es sich noch schwerer und breiter machen würde, müßten die angrenzenden Häuser zur Seite rücken und Platz machen. Innen stellte ich mir ein Treppenhaus mit Stuck, Spiegeln und einem orientalisch gemusterten Läufer vor, den blankpolierte Messingstangen auf den Stufen hielten. Ich erwartete, daß in dem herrschaftlichen Haus auch herrschaftliche Menschen wohnten. Aber da das Haus von den Jahren und vom Rauch der Züge dunkel geworden war, stellte ich mir auch die herrschaftlichen Bewohner düster vor, wunderbarlich geworden, vielleicht taub oder stumm, bucklig oder hinkend.

Immer wieder habe ich in späteren Jahren von dem Haus geträumt. Die Träume waren ähnlich, Variationen eines Traums und Themas. Ich gehe durch eine fremde Stadt und sehe das Haus. In einem Stadtviertel, das ich nicht kenne, steht es in einer Häuserzeile. Ich gehe weiter, verwirrt, weil ich das Haus, aber nicht das Stadtviertel kenne. Dann fällt mir ein, daß ich das Haus schon gesehen habe. Dabei denke ich nicht an die Bahnhofstraße in meiner Heimatstadt, sondern an eine andere Stadt oder ein anderes Land. Ich bin im Traum zum Beispiel in Rom, sehe da das Haus und erinnere mich, es schon in Bern gesehen zu haben. Mit dieser geträumten Erinnerung bin ich beruhigt; das Haus in der anderen Umgebung wiederzusehen, kommt mir nicht sonderbarer vor als das zufällige Wiedersehen mit einem alten Freund in fremder Umgebung. Ich kehre um, gehe zum Haus zurück und die Stufen hinauf. Ich will eintreten. Ich drücke die Klinke.

Wenn ich das Haus auf dem Land sehe, dauert der Traum länger, oder ich erinnere mich danach besser an seine Details. Ich fahre im Auto. Ich sehe rechter Hand das Haus und fahre weiter, zuerst nur darüber verwirrt, daß ein Haus, das offensichtlich in einen städtischen Straßenzug gehört, auf freiem Feld steht. Dann fällt mir ein, daß ich es schon gesehen habe, und ich bin doppelt verwirrt. Wenn ich mich erinnere, wo ich ihm schon begegnet bin, wende ich und fahre zurück. Die Straße ist im Traum stets leer, ich kann mit quietschenden Reifen wenden und mit hoher Geschwindigkeit zurückfahren. Ich habe Angst, zu spät zu kommen, und fahre schneller. Dann sehe ich es. Es ist von Feldern umgeben, Raps, Korn oder Wein in der Pfalz, Lavendel in der Provence. Die Gegend ist flach, allenfalls leicht hügelig. Es gibt keine Bäume. Der Tag ist ganz hell, die Sonne scheint, die Luft flimmert, und die Straße glänzt vor Hitze. Die Brandmauern lassen das Haus abgeschnitten, unzulänglich aussehen. Es könnten die Brandmauern irgendeines Hauses sein. Das Haus ist nicht düsterer als in der Bahnhofstraße. Aber die Fenster sind ganz staubig und lassen in den Räumen nichts erkennen, nicht einmal Vorhänge. Das Haus ist blind.

Ich halte am Straßenrand und gehe über die Straße zum Eingang. Niemand ist zu sehen, nichts zu hören, nicht einmal ein ferner Motor, ein Wind, ein Vogel. Die Welt ist tot. Ich gehe die Stufen hinauf und drücke die Klinke.

Aber ich öffne die Tür nicht. Ich wache auf und weiß nur, daß ich die Klinke ergriffen und gedrückt habe. Dann kommt mir der ganze Traum in Erinnerung und auch, daß ich ihn schon geträumt habe.

Kapitel 3

Ich wußte den Namen der Frau nicht. Mit dem Blumenstrauß in der Hand stand ich unschlüssig vor der Tür und den Klingeln. Ich wäre lieber umgekehrt. Aber dann kam ein Mann aus dem Haus, fragte, zu wem ich wolle, und schickte mich zu Frau Schmitz im dritten Stock.

Kein Stuck, keine Spiegel, kein Läufer. Was das Treppenhaus ursprünglich an bescheidener, der Prächtigkeit der Fassade nicht vergleichbarer Schönheit besessen haben mochte, war längst vergangen. Der rote Anstrich der Stufen war in der Mitte abgetreten, das geprägte grüne Linoleum, das neben der Treppe schulterhoch an der Wand klebte, abgewetzt, und wo im Geländer die Stäbe fehlten, waren Schnüre gespannt. Es roch nach Putzmitteln. Vielleicht ist mir das alles auch erst später aufgefallen. Es war immer gleich schäbig und gleich sauber und gab immer den gleichen Putzmittelgeruch, manchmal gemischt mit dem Geruch nach Kohl oder Bohnen, nach Gebratenem oder nach kochender Wäsche. Von den anderen Bewohnern des Hauses lernte ich nie mehr kennen als diese Gerüche, die Fußabtritte vor den Wohnungstüren und die Namensschilder unter den Klingelknöpfen. Ich erinnere mich nicht, im Treppenhaus jemals einem anderen Bewohner begegnet zu sein.

Ich erinnere mich auch nicht mehr, wie ich Frau Schmitz begrüßt habe. Vermutlich hatte ich mir zwei, drei Sätze über meine Krankheit, ihre Hilfe und meinen Dank zurechtgelegt und habe sie aufgesagt. Sie hat mich in die Küche geführt.

Die Küche war der größte Raum der Wohnung. In ihr standen Herd und Spüle, Badewanne und Badeofen, ein Tisch und zwei Stühle, ein Küchenschrank, ein Kleiderschrank und eine Couch. Über die Couch war eine rote Samtdecke gebreitet. Die Küche hatte kein Fenster. Licht fiel durch die Scheiben der Tür, die auf den Balkon führte. Nicht viel Licht – hell war die Küche nur, wenn die Tür offenstand. Dann hörte man aus der Schreinerei im Hof das Kreischen der Säge und roch das Holz.

Zur Wohnung gehörte noch ein kleines und enges Wohnzimmer mit Anrichte, Tisch, vier Stühlen, Ohrensessel und einem Ofen. Dieses Zimmer wurde im Winter fast nie beheizt und auch im Sommer fast nie benutzt. Das Fenster ging zur Bahnhofstraße und der Blick auf das Gelände des ehemaligen Bahnhofs, das um- und umgewühlt wurde und auf dem hier und da schon die Fundamente neuer Gerichts- und Behördengebäude gelegt waren. Schließlich gehörte zur Wohnung noch ein fensterloses Klo. Wenn es im Klo stank, stank es auch im Gang.

Ich erinnere mich auch nicht mehr, was wir in der Küche geredet haben. Frau Schmitz bügelte; sie hatte eine Wolldecke und ein Leintuch über den Tisch gebreitet und nahm ein Wäschestück nach dem anderen aus dem Korb, bügelte es, faltete es und legte es auf den einen der beiden Stühle. Auf dem anderen saß ich. Sie bügelte auch ihre Unterwäsche, und ich wollte nicht hinschauen, konnte aber auch nicht wegschauen. Sie trug eine ärmellose Kittelschürze, blau mit kleinen, blassen, roten Blüten. Sie hatte ihr schulterlanges, aschblondes Haar im Nacken mit einer Spange gefaßt. Ihre nackten Arme waren blaß. Die Handgriffe, mit denen sie das Bügeleisen aufnahm, führte und absetzte und dann die Wäschestücke zusammen- und weglegte, waren langsam und konzentriert, und ebenso langsam und konzentriert bewegte sie sich, bückte sich und richtete sich auf. Über ihr damaliges Gesicht haben sich in meiner Erinnerung ihre späteren Gesichter gelegt. Wenn ich sie vor meine Augen rufe, wie sie damals war, dann stellt sie sich ohne Gesicht ein. Ich muß

es rekonstruieren. Hohe Stirn, hohe Backenknochen, blaßblaue Augen, volle, ohne Einbuchtung gleichmäßig geschwungene Lippen, kräftiges Kinn. Ein großflächiges, herbes, frauliches Gesicht. Ich weiß, daß ich es schön fand. Aber ich sehe seine Schönheit nicht vor mir.

3. Was haben Sie gedacht, gefühlt und „gesehen“, als Sie den Text gelesen haben?

4. Kennen Sie Synonyme für folgende Wörter?

- a) glatt _____
 b) wahrnehmen _____
 c) dominieren _____
 d) unschlüssig _____
 e) schäbig _____
 f) stinken _____

5. Wie heißen die Präpositionen zu folgenden Verben?

- a) stinken _____
 b) träumen _____
 c) denken _____
 d) riechen _____
 e) sich umdrehen _____
 f) zugehen _____

5. Sagen Sie anders.

- a) Das neue Haus ist glatt und hell verputzt.
 b) Der Mann war gezwungen zur Seite zu rücken und Platz zu machen.
 c) Sie war verwirrt.
 d) Ich stand unschlüssig vor der Tür.
 e) Sie hatte großflächiges, herbes Gesicht.
 f) Die Straße ist stets leer.

6. Haben Sie das im Text gelesen?

	Ja	Nein
1. Das Haus wurde abgerissen.		
2. Das Haus wurde in den neunziger Jahren gebaut.		
3. Im Erdgeschoß war früher ein Computerladen.		
4. Es gibt viele Bäume in der Gegend.		
5. Eine Frau schickte mich zu Frau Schmitz in den dritten Stock.		
6. Die Küche ist der größte Raum der Wohnung.		

7. Bilden Sie möglichst viele Komposita mit der Komponente „nehmen“.

8. Ergänzen Sie fehlende Informationen.

Das alte Haus hatte bei gleicher Höhe vier _____, ein Erdgeschoß aus diamantgeschliffenen _____ und drei Geschosse darüber aus _____ mit sandsteinernen _____, Balkonen und Fensterfassungen. Zum Erdgeschoß und ins _____ führten ein paar Stufen, unten breiter und oben _____, auf beiden Seiten von _____ gefaßt, die eiserne Geländer trugen und unten _____ ausliefen. Die Tür war von _____

flankiert, und von den Ecken des Architravs blickte ein _____ die Bahnhofstraße hinauf, einer sie hinunter. Der _____, durch den die Frau mich in den _____ zum Wasserhahn geführt hatte, war der _____ .

9. Porträt der Frau. Schreiben Sie Stichworte auf.

10. Geben Sie den Inhalt der Geschichte in eigenen Worten wieder.

Christian Kracht



Christian Kracht ist am 29. Dezember 1966 in Saanen geboren. Er ist ein schweizerischer Schriftsteller und Journalist. Christian In Deutschland war Kracht als Journalist für die *B.Z.* und *Tempo* tätig. Mitte der 1990er Jahre ging er als Indienkorrespondent des *Spiegel* nach Neu-Delhi. Anschließend lebte er für mehrere Jahre in Bangkok und bereiste von dort aus verschiedene Staaten Asiens. Christian Kracht lebt seit 2008 mit seiner Frau, der Regisseurin Frauke Finsterwalder, in Buenos Aires.

Krachts erster Roman „Faserland“ erschien 1995. Das Buch wurde von einigen Kritikern als richtungsweisendes Werk einer Welle deutschsprachiger Pöpliteratur ab Mitte der 1990er Jahre bezeichnet. Andere zogen Parallelen zum Werk Bret Easton Ellis' oder sahen in Krachts Text gar ein Plagiat. Der Roman wird auch in die Tradition des deutschen Bildungsromans gestellt. Der Roman zählt heute zu den bekanntesten deutschsprachigen literarischen Texten der 90er Jahre. Der Roman erzählt die Geschichte einer Reise. Der Ich-Erzähler ist ein namenloser Endzwanziger und der Sohn einer reichen Familie, der von Nord nach Süd durch Deutschland und weiter in die Schweiz fährt bzw. fliegt. Krachts Bücher enthalten Anspielungen auf die Werke von Thomas Manns, J. W. von Goethe, Jean Baudrillards.

1. Was bedeutet für Sie „Vaterland“.
2. Recherchieren Sie im Internet Informationen zu Sylt und München.
3. Lesen Sie den Auszug aus dem Roman „Faserland“ von Christian Kracht.

Faserland

Eins

Also, es fängt damit an, daß ich bei Fisch-Gosch in List auf Sylt stehe und ein Jever aus der Flasche trinke. Fisch- Gosch, das ist eine Fischbude, die deswegen so berühmt ist, weil sie die nördlichste Fischbude Deutschlands ist. Am obersten Zipfel von Sylt steht sie, direkt am Meer, und man denkt, da käme jetzt eine Grenze, aber in Wirklichkeit ist da bloß eine Fischbude.

Also, ich stehe da bei Gösch und trinke ein Jever. Weil es ein bißchen kalt ist und Westwind weht, trage ich eine Barbourjacke mit Innenfutter. Ich esse inzwischen die zweite Portion Scampis mit Knoblauchsoße, obwohl mir nach der ersten schon schlecht war. Der Himmel ist blau. Ab und zu schiebt sich eine dicke Wolke vor die Sonne. Vorhin hab ich Karin wiedergetroffen. Wir kennen uns noch aus Salem, obwohl wir damals nicht miteinander geredet haben, und ich hab sie ein paar mal im Traxx in Hamburg gesehen und im P1 in München.

Karin sieht eigentlich ganz gut aus, mit ihrem blonden Pagenkopf. Bißchen zuviel Gold an den Fingern für meinen Geschmack. Obwohl, so wie sie lacht, wie sie das Haar aus dem Nacken wirft und sich leicht nach hinten lehnt, ist sie sicher gut im Bett. Außerdem hat sie mindestens schon zwei Gläser Chablis getrunken. Karin studiert BWL in München. Das erzählt sie wenigstens. Genau kann man sowas ja nicht wissen. Sie trägt auch eine Barbourjacke, allerdings eine blaue. Eben, als wir über Barbourjacken sprachen, hat sie gesagt, sie wolle sich keine grüne kaufen, weil die blauen schöner aussehen, wenn sie

abgewetzt sind. Das glaube ich aber nicht! Meine grüne Barbour gefällt mir besser. Abgewetzte Barbourjacken, das führt zu nichts. Das erkläre ich später, was ich damit meine.

Karin ist mit dem dunkelblauen S-Klasse-Mercedes ihres Bruders hier, der in Frankfurt Warenertermingeschäfte macht. Sie erzählt, daß der Mercedes ganz gut ist, weil der wahnsinnig schnell fährt und ein Telefon hat. Ich sage ihr, daß ich Mercedes aus Prinzip nicht gut finde. Dann sagt sie, daß es sicher heute abend regnen wird und ich sage ihr: Nein, ganz bestimmt nicht. Ich stochere mit der Gabel in den Scampis herum. Ich mag die nicht mehr aufessen. Karin hat ziemlich blaue Augen. Ob das gefärbte Kontaktlinsen sind?

Jetzt erzählt sie von Gaultier und daß der nichts mehr auf die Reihe kriegt, designmäßig, und daß sie Christian Lacroix viel besser findet, weil der so unglaubliche Farben verwendet oder so ähnlich. Ich hör nicht genau zu.

Andauernd ruft jemand von Gösch über das Mikrophon irgendwelche bestellten Muschelgerichte aus und das lenkt mich immer wieder ab, weil ich mir vorstelle, daß eine der Muscheln verseucht ist und heute nacht irgendein chablistrinkender Prolet ganz schlimme Bauchschmerzen kriegt und ins Krankenhaus gebracht werden muß mit Verdacht auf Salmonellen oder irgendsowas. Ich muß grinsen, wie ich mir das vorstelle, und Karin denkt, ich grinse über den Witz, den sie gerade erzählt hat und grinst zurück, obwohl ich, wie gesagt, gar nicht zugehört hab.

Ich zünde mir eine Zigarette an, und während Karin weiter erzählt, beobachte ich, wie ein schwarzer Windhund mit einem Halsband, auf das so winzige goldene Kühe geklebt sind, eine große Kackwurst neben einen Tisch setzt. Der Hund kackt komischerweise halb im Stehen, und ich kann genau erkennen, wie ein Viertel der Wurst an seinem Hintern klebenbleibt.

Ich muß schon wieder grinsen, obwohl mir jetzt richtig schlecht ist, weil ja auch die Scampis irgendwie komisch geschmeckt haben, und ich unterbreche Karin und frage sie, ob wir nicht ins Odin fahren wollen, nach Kampen. Sie sagt ja, und ich trinke mein Bier aus, obwohl mir Jever eigentlich gar nicht schmeckt, und wir laufen zu ihrem Auto, da ich gerade keine Lust habe, in meinem engen Triumph zu sitzen.

Sie schließt ihren Wagen auf, und wir steigen ein, und es riecht innen noch ganz neu, nach Leder. Ich werfe meine Zigarette aus dem Fenster, während Karin losfährt, weil ich diesen neuen Geruch nicht zerstören mag und weil sie nicht raucht. Sie legt eine Kassette ein, und während ein ganz schlechtes Lied von Snap aus den Boxen kommt, überholt sie einen Golf, in dem ein ziemlich hübsches Mädchen sitzt. Ich setze meine Sonnenbrille auf, und Karin erzählt irgend etwas, und ich sehe aus dem Fenster.

Links und rechts der Straße rast Sylt an uns vorbei, und ich denke: Sylt ist eigentlich super schön. Der Himmel ist ganz groß, und ich habe so ein Gefühl, als ob ich die Insel genau kenne. Ich meine, ich kenne das, was unter der Insel liegt oder dahinter, ich weiß jetzt nicht, ob ich mich da richtig ausgedrückt habe. Ich kann mich natürlich auch täuschen.

Kurz vor Kampen biegt Karin plötzlich rechts ab, auf den Parkplatz von Buhne 16, dem Nacktbadestrand, und ich denke, Moment mal, was kommt denn jetzt? Wir parken direkt zwischen einem Porsche und so einem blöden Geländewagen und steigen aus, und weil ich Karin durch meine Sonnenbrille etwas fragend ansehe, merkt sie, daß ich eben im Auto nicht zugehört hab. Sie lacht wieder auf ihre hübsche Art und erklärt mir, wir müßten

vorher noch Sergio und Anne abholen, die gerade am Strand sitzen und daß die beiden extra vorhin mit dem Mobiltelefon angerufen hätten, bei ihr im Mercedes, meine ich.

Wir steigen aus, und ich denke daran, daß das Mobiltelefon sicher ziemlich versaut wird, dort am Strand, wegen dem Sand und dem Salzwasser. Karin drückt dem Parkwächter ein paar Mark in die Hand, und wir laufen auf dem Holzsteg durch die Dünen zum Strand. Während wir auf den verwitterten Holzbohlen laufen, redet Karin vom Schumanns in München und wie sie da neulich Maxim Biller kennengelernt hat und daß der so blitzgescheit gewesen ist und sie ein klein wenig Angst vor ihm gehabt hat.

Ab da höre ich nicht mehr zu, weil mir plötzlich dieser Geruch der Holzbohlen und des Meeres in die Nase steigt, und ich denke daran, wie ich als kleines Kind immer hierher gekommen bin, und beim ersten Tag auf Sylt war das immer der schönste Geruch: wenn man das Meer lange nicht gesehen hatte und sich riesig darauf freute und die Holzbohlen durch die Sonnenstrahlen so einen warmen Duft ausgeströmt haben. Das war ein freundlicher Geruch, irgendwie verheißungsvoll und, na ja, warm. Jetzt riecht es wieder so, und ich merke, wie ich fast ein bißchen heulen muß, also zünde ich mir schnell eine Zigarette an und fahre mir mit dem Ärmel meines Barbours über die Stirn.

Ziemlich peinlich, das Ganze, aber Karin hat davon nichts mitbekommen, außerdem ist sie gerade mit dem Strandwächter beschäftigt, der die Kurkarten von den blöden Rentnern sehen will, die hier an den Strand wollen. Karin gibt dem Mann für uns beide zwölf Mark für eine Tageskarte, und ich will mich bei ihr bedanken, lasse es dann aber sein.

Die Sonne fängt an, vom Himmel zu stechen, und mir wird heiß und Karin offenbar auch, weil sie ihren Barbour auszieht und ihren Pullover auch. Der Pullover ist wirklich hübsch. Darunter trägt sie nur einen Body, und ich sehe, daß sie ziemlich große, feste Brüste hat, und ich merke, daß sie weiß, daß ich das sehe. Ihre Nippel stehen ein bißchen vor wegen dem Wind, der immer noch ziemlich kühl ist, obwohl die Sonne so sticht.

Ich ziehe mir auch die Barbourjacke aus und das Jackett, und kremepele mir die Hemdsärmel hoch. Gut, daß ich die Sonnenbrille dabei hab, denke ich. Der Seewind wirbelt meine zurückgegeben Haare nach vorne. Ich habe nämlich vorne ziemlich lange hellbraune Haare, und wenn ich mir sie runterziehe, dann gehen sie mir übers Kinn. In dem Moment fällt mir ein, daß ich in der Innentasche der Barbourjacke noch ein bißchen Haargel haben muß, und ich überlege, wann ich das Zeug benutzen könnte, ohne daß es gleich peinlich aussieht.

Wir sind jetzt fast am Strand. Links und rechts sind die Dünen, und überall weht dieses Heidegras und der Strandhafer. Das sieht fast so aus wie Wellen an Land. Über uns kreischen Seemöwen, und ich denke daran, daß Göring, der hier auf Sylt Ferien machte, einmal seinen Blut-und-Ehre-Dolch hier verloren hat, mitten in den Dünen. Es gab eine riesige Suchaktion und eine hohe Belohnung für den Finder, und schließlich wurde der Dolch gefunden, von einem gewissen Boy Larsen oder so, einem Jungbauern. Das hieß damals so. Alle haben sich über den dicken Göring totgelacht, wie der beim Pinkeln in den Dünen seinen blöden Dolch verloren hat, nur der Boy Larsen nicht, weil der die Belohnung eingesackt hat. Erst danach hat er, glaube ich, herzlich gelacht.

Ich denke an den Namen Boy und daran, daß nur hier oben auf Sylt die Menschen so heißen, als ob das gar nicht mehr Deutschland wäre, sondern so ein Mittelding zwischen Deutschland und England. Hier auf Sylt stand die Flak, sozusagen auf vorgeschobenem

Posten, und die Engländer waren lange hier stationiert nach dem Krieg, und als kleiner Junge habe ich in den letzten deutschen Bunkern gespielt, bei Westerland. Inzwischen hat man sie, glaube ich, gesprengt.

Da vorne, am Strand, in einem blau-weiß gestreiften Strandkorb, sitzen Sergio und Anne. Ich sehe die beiden sofort, weil ich Anne erkenne. Ich hab einmal im PI versucht, sie aufzureißen, und das ist damals ziemlich in die Hose gegangen, da ich betrunken war und kotzen mußte, und als ich vom Klo zurückkam, war sie verschwunden. Jedenfalls glaube ich, daß es so war. Karin und ich steuern auf den Strandkorb zu. Wir sagen hallo, aber Anne erkennt mich nicht, oder sie tut so, als ob sie mich nicht erkennen würde. Die beiden haben zwei Flaschen Champagner dabei und bieten uns zwei Plastikbecher an. Karin redet mit Anne, also fange ich mit Sergio ein Gespräch an. Sergio, das ist so einer, der immer rosa Ralph-Lauren- Hemden tragen muß und dazu eine alte Rolex, und wenn er nicht barfuß wäre, mit hochgekrempeelten Hosenbeinen, dann würde er Slipper tragen von Alden, das sehe ich sofort.

Um irgend etwas zu sagen, sage ich, daß es nachher regnen wird, und Sergio meint, daß das Wetter ganz bestimmt so bleibt. Ich merke, daß er einen Akzent hat, und frage ihn, woher er kommt, und er sagt: aus Kolumbien. Dann geht uns irgendwie der Gesprächsstoff aus, und Sergio redet nicht weiter, also zünde ich mir eine Zigarette an und sehe erst auf meine Fingernägel und dann aufs Meer.

Es gibt ein Geheimnis, das wir Kinder, die früher auf Sylt Ferien machten, immer erzählt bekamen, hinter vorgehaltener Hand: Weit draußen, vor Westerland, wo heute die riesige Nordsee liegt, gab es einmal eine Stadt, die Rungholt hieß. Diese Stadt war früher Teil der Insel, bis vor zweihundert Jahren oder so eine große Sturmflut kam und alles ins Meer zog, in den blanken Hans, so hieß das Meer nämlich damals. Jedenfalls sind alle Einwohner damals ertrunken, und das Geheimnis dabei war, daß man, wenn man bei Westwind genau hinhörte, die Kirchturmglöcken von Rungholt hören konnte, wie sie unter dem Meer den Christen zum Gebet läuteten. Das hat uns immer eine Heidenangst eingejagt, diese Vorstellung, aber oft sind wir Kinder an den Strand gegangen, nachts, um zu lauschen, die Ohren ganz dicht in den Sand gepreßt.

Sergio nimmt sich inzwischen das Mobiltelefon und telefoniert auf spanisch mit irgend jemand und sieht mich dabei immer an, und das irritiert mich, also wende ich mich Karin und Anne zu. Wir trinken alle drei wie auf Kommando einen Schluck Roederer, und das sieht so komisch aus, daß Karin wieder lachen muß. Ich glaube, ich mag Karin ganz gerne.

Danach brechen wir auf, zurück zum Parkplatz. Karin und ich steigen in ihren Mercedes und Sergio und Anne in den Land Cruiser, neben dem wir vorhin wie zufällig geparkt haben. Anne und Karin sind ziemlich angetrunken und fahren auch so. Ich erzähle Karin, daß das mein letzter Tag auf Sylt sei und daß ich morgen abfahre, und Karin nickt und sagt: Schade, und dann sieht sie mich an und lächelt. Das ist ein verdammt schönes Lächeln.

Kurz hinter dem Kampener Ortsschild überfährt sie um ein Haar einen Rentner, der dort über die Straße läuft und das Auto nicht kommen sieht. Der Rentner trägt ein

Cordhütchen und ein auberginefarbenes Blouson, und er schimpft wie ein Berserker hinter uns her, und ich sage zu Klarin, daß das sicher ein Nazi ist, und Karin lacht.

Wir biegen in die Whiskystraße ein. Die Sonne steht schon tief am Himmel und taucht die Whiskystraße in ein goldenes Licht. Vielleicht heißt sie deswegen so, denke ich, nicht nur wegen den vielen Kneipen, sondern auch, weil sie so goldgelb aussieht, wenn die Sonne so schräg drauffällt wie jetzt. Ich bin ganz schön angetrunken, daß ich so einen Unsinn denke. Wir parken den Wagen, steigen aus und laufen zum Odin. Unterwegs streift Karins Hand ganz kurz meine Hand, und ich bekomme einen Hustenanfall.

Das Odin ist rappellvoll, obwohl es noch früh am Abend ist. Normalerweise bekommt man hier erst ab elf, halb zwölf Uhr keinen Platz mehr, aber heute ist schon alles belegt. Karin kennt die Besitzerin der Bar, und sie winkt freundlich und scheucht einen Kellner zu uns hin. Ich denke daran, daß die Bedienung im Odin immer gut aussieht, braungebrannt und so, und daß die immer extrem gutgelaunt sind, und ich überlege, woher das wohl kommt. Der Haushund ist ein dunkelbrauner Labrador namens Max, und Karin gibt ihm anscheinend immer ein Brötchen, wenn sie im Odin ist, der Hund kennt das nämlich schon. Da kommt er auch schon angelaufen, drückt sich an den vielen Beinen vorbei und schnappt sich das Brötchen, das Karin ihm hinhält.

Danach bestellt sie zwei Flaschen Roederer, und als sie kommen, trinken wir jeder ein Glas auf ex, und jemand hinter der Bar legt *Hotel California* von den Eagles auf, und wie die Musik so spielt und der Hund Max sein Brötchen zerkaut und draußen die Sonne untergeht, fühle ich mich auf einmal so verdammt glücklich. Ich bekomme ein dämliches Grinsen, weil ich so glücklich bin, und Anne merkt das und fängt auch an zu grinsen, und jetzt grinst auch Karin und sogar Sergio muß lächeln.

Das Odin wird langsam zu voll. Am Nebentisch stehen drei Männer und reden ziemlich laut über ihren Testaros-sa. Sie tragen alle Cartier-Uhren, und man sieht ihnen förmlich an, daß sie Golf spielen. Die haben eine Behäbigkeit, die sich nach dreißig einstellt, so eine braungebrannte, unsympathische Behäbigkeit. Der eine wischt sich immer an der Nase herum, und tatsächlich verschwindet er alle zehn Minuten aufs Klo und kommt dann immer ganz erfrischt zurück und klatscht sich in die Hände und sagt immer so Zeug wie: Bestens, Männer!

Karin und ich sehen uns an, und Karin verdreht die Augen. Irgendwie ist es besser, man geht. Wir verabschieden uns von Sergio und von Anne, weil die noch bleiben wollen, und ich zahle die zwei Flaschen Roederer, damit ich vor Sergio angeben kann, obwohl mir das im gleichen Moment wieder extrem peinlich ist, und ich kaufe dann gleich noch eine dritte Flasche, die wir mitnehmen, und die Chefin küßt Karin dreimal auf die Wange, genau wie in Frankreich, und dann gibt die Chefin uns noch zwei Sektgläser mit.

4. Was haben Sie gedacht, gefühlt und „gesehen“, als Sie den Text gelesen haben?

5. Was für Assoziationen bewirkte bei Ihnen

- der Mann _____
- Karin _____
- die Insel _____

6. Was scheint Ihnen spezifisch deutsch an diesem Romanauszug.

7. Was bedeuten folgende Wörter Bilden Sie mit ihnen neue Sätze.

- a) angeben _____
- b) BWL _____
- c) verseuchen _____
- d) der Prolet _____
- e) die Düne _____
- f) der Pagenkopf _____
- g) blitzgescheit _____
- h) aufreißen _____
- i) Berserker _____

8. Vervollständigen Sie folgende Ausdrücke.

- a) auf ihre _____ Art
- b) in die Hand _____
- c) in die _____ gegangen sein
- d) hinter _____ Hand
- e) zum Gebet _____
- f) _____ einjagen
- g) die Augen _____
- h) die Belohnung _____

9. Finden Sie im Text die Synonyme zu folgenden Wörtern.

- voll _____
- sich auf den Weg machen _____
- schicken _____
- lächeln _____
- unangenehm _____
- weinen _____

10. Wie heißt das Gegenteil zu folgenden Wörtern?

- die Wirklichkeit _____
- hübsch _____
- peinlich _____
- zufällig _____
- schräg _____
- dämlich _____

11. Bilden Sie möglichst viele Komposita mit der Komponente „hören“.

12. Was gehört zusammen?

P1	Modedesigner
Gaultier	Auto
Odin	Bistro
Roederer	Diskotheek
Gosch	Fischbude
Testarossa	Champagner

13. Wie wichtig sind für Sie und Ihre Freunde Markenklamotten? Führen Sie eine Diskussion durch.

14. Schreiben Sie eine kurze Zusammenfassung. (5-6 Sätze)

Hape Kerkeling



Hape Kerkeling zählt seit über 20 Jahren zu den beständigsten und erfolgreichsten Film- und Fernsehstars in Deutschland. Er ist Comedian, Moderator, Entertainer, Schauspieler, Sänger, Parodist und Kabarettist in einer Person. Er ist am 9. Dezember 1964 geboren.

H. Kerkeling veröffentlichte am 22. Mai 2006 sein Buch „Ich bin dann mal“ weg über seine Pilgerreise auf dem Jakobsweg, das zum meistverkauften Buch des Jahres 2006 (über 2,0 Millionen verkaufte Exemplare) in Deutschland wurde. Kerkeling beschreibt die Erlebnisse

seiner Pilgerreise nach Santiago de Compostela im Jahr 2001. Kerkeling wählte für seine Wanderung den Camino Francés und musste sich wie alle Pilger mit den physischen und psychischen Anforderungen einer solchen Reise auseinandersetzen. Er lernt dabei nicht nur sich selbst und seinen Glauben besser kennen, sondern trifft auch auf die verschiedensten Menschen, deren Charaktere er sehr plastisch beschreibt. Im amüsant plaudernden Ton schildert Kerkeling seine Erfahrungen, die an manchen Stellen tiefsinnig werden, und reflektiert über den Sinn des Lebens. Besonders intensiv beschreibt Kerkeling die geschlossene Freundschaft mit der Engländerin Anne und der Neuseeländerin Sheelagh, denen Kerkeling im Prolog des Buches für die gemeinsamen Erfahrungen dankt.

- 1. Was verstehen Sie unter einer Pilgerreise? Wann und mit welchem Ziel unternimmt man sie? Erstellen Sie eine Mind-map.**
- 2. Recherchieren Sie im Internet Informationen zu dem Jakobsweg.**
- 3. Lesen Sie den Auszug aus dem Roman „Ich bin dann mal weg“ von Hape Kerkeling.**

Ich bin dann mal weg. Meine Reise auf dem Jakobsweg

9. Juni 2001 – Saint-Jean-Pied-de-Port

„Ich bin dann mal weg!“ Viel mehr habe ich meinen Freunden eigentlich nicht gesagt, bevor ich gestartet bin. Ich wandere halt mal eben durch Spanien. Meine Freundin Isabel kommentierte das sehr lapidar mit: „Aha, jetzt bist du durchgeknallt!“

Was, um Himmels willen, hat mich eigentlich dazu getrieben, mich auf diese Pilgerreise zu begeben?

Meine Oma Bertha hat es schon immer gewusst: „Wenn wir nicht aufpassen, fliegt unser Hans Peter eines Tages noch weg!“

Wahrscheinlich hat sie mich deshalb auch immer so gut gefüttert.

Und so könnte ich jetzt bei einer heißen Tasse Kakao und einem saftigen Stück Käsekuchen gemütlich zu Hause auf meiner roten Lieblingscouch liegen. Stattdessen hocke ich bei erstaunlich kühlen Temperaturen in einem namenlosen Café am Fuß der französischen Pyrenäen in einem winzigen mittelalterlichen Städtchen namens Saint-Jean-Pied-de-Port. Einer malerischen Postkartenidylle ohne Sonne.

Von der Zivilisation kann ich mich dann doch noch nicht ganz lösen, deshalb sitze ich direkt an der Hauptstraße und stelle fest: dafür, dass ich vorher noch nie etwas von diesem Ort gehört habe, brettern hier unglaublich viele Autos durch.

Auf dem wackeligen Bistrotischchen vor mir liegt mein fast leeres Tagebuch, das anscheinend genauso einen Appetit hat wie ich. Eigentlich hatte ich bisher noch nie das Bedürfnis, mein Leben schriftlich festzuhalten – aber seit heute Morgen verspüre ich den Drang, jedes Detail meines beginnenden Abenteuers in meiner kleinen orangefarbenen Kladde aufzuzeichnen.

Hier also beginnt meine Pilgerreise nach Santiago de Compostela.

Die Wanderung wird mich über den Camino Frances, eine der Europäischen Kulturstraßen, über die Pyrenäen, quer durch das Baskenland, Navarra, die Rioja, Kastilien-León und Galicien nach etwa 800 Kilometern direkt vor die Kathedrale von Santiago de Compostela führen, in welcher sich, der Legende nach, das Grab des Apostels Jakob befindet, des großen Missionars der iberischen Völker.

Wenn ich nur an den langen Fußmarsch denke, könnte ich mich jetzt schon vierzehn Tage ausruhen.

Das Entscheidende ist: Ich werde laufen! Die ganze Strecke. Ich laufe! Ich muss es gerade selber noch einmal lesen, damit ich es glaube. Allerdings nicht alleine, sondern gemeinsam mit meinem elf Kilo schweren, knallroten Rucksack. Falls ich unterwegs tot umfalle, und die Chancen dafür stehen gar nicht schlecht, erkennt man mich mit dem wenigstens aus der Luft.

Zu Hause benutze ich nicht mal die Treppe, um in den ersten Stock zu kommen, und ab morgen müsste ich dann jeden Tag zwischen 20 und 30 Kilometern gehen, um in knapp 35 Tagen ans Ziel zu gelangen. Die bekennende Couch-potato geht auf Wanderschaft! Gut, dass keiner meiner Freunde so genau weiß, was ich hier eigentlich vorhabe, dann ist es nicht ganz so peinlich, wenn ich wahrscheinlich schon morgen Nachmittag das ganze Unternehmen aus rein biologischen Gründen wieder abblasen muss.

Heute Morgen habe ich mal einen ersten vorsichtigen Blick auf den Anfangspunkt des offiziellen Jakobswegs geworfen. Er liegt oberhalb des Stadttors jenseits der Türmchen und Mauern von Saint Jean, dem Schlüssel zu den spanischen Pyrenäen, und läutet die erste Etappe auf dem Camino Frances mit einem recht steilen Aufstieg über einen Kopfsteinpflasterweg ein.

Dort begibt sich gerade ein etwa siebzig Jahre alter Herr mit einer starken Gehbehinderung sehr entschlossen auf den Pilgermarathon. Ich starre ihm bestimmt fünf Minuten ungläubig hinterher, bis er langsam im Morgennebel verschwunden ist. Ich bin mir sicher, der schafft das!

Die Pyrenäen sind ziemlich hoch und erinnern mich an das Allgäu.

In meinem hauchdünnen Reiseführer, den ich schließlich auch über die schneebedeckten Gipfel der Pyrenäen schleppen muss, steht, dass Menschen sich seit vielen Jahrhunderten auf die Reise zum heiligen Jakob machen, wenn sie, wörtlich und im übertragenen Sinn, keinen anderen Weg mehr gehen können.

Da ich gerade einen Hörsturz und die Entfernung meiner Gallenblase hinter mir habe, zwei Krankheiten, die meiner Einschätzung nach großartig zu einem Komiker passen, ist es für mich allerhöchste Zeit zum Umdenken – Zeit für eine Pilgerreise.

Über Monate nicht auf die innere Stimme zu hören, die einem das Wort „PAUSE!“ förmlich in den Leib brüllt, sondern vermeintlich diszipliniert weiterzuarbeiten, rächt sich halt – indem man einfach gar nichts mehr hört. Eine gespenstische Erfahrung! Der Frust und die Wut über die eigene Unvernunft lassen dann auch noch die Galle überkochen und man findet sich in der Notaufnahme eines Krankenhauses mit Verdacht auf Herzinfarkt wieder.

Wütend darüber, dass ich es so weit habe kommen lassen, bin ich immer noch! Aber ich habe auch endlich wieder meiner inneren Stimme Beachtung geschenkt und siehe da: Ich beschließe, während der diesjährigen Sommermonate keinerlei vertragliche Verpflichtungen einzugehen und mir eine Auszeit zu spendieren.

Bald finde ich mich in der Reiselektüreabteilung einer gut sortierten Düsseldorfer Buchhandlung wieder und suche – frei nach dem Motto: Ich will mal weg! – nach einem passenden Reiseziel.

Das erste Buch, das mir mehr oder weniger vor die Füße fällt, trägt den Titel Jakobsweg der Freude.

Was für eine Frechheit, einen Weg so zu nennen! denke ich noch entrüstet. Schokolade macht nur bedingt froh und Whiskey wirklich nur in Ausnahmesituationen und jetzt soll also ein Weg Freude bringen? Dennoch packe ich das anmaßende Buch ein. Und verschlinge es in einer Nacht.

Der Jakobsweg nach Santiago de Compostela gehört, neben der Via Francigena von Canterbury nach Rom und der Pilgerfahrt nach Jerusalem, zu den drei großen Pilgerwegen der Christenheit.

Der Legende nach gilt der Pfad bereits den Kelten in vorchristlicher Zeit als Initiationsweg. Kraftadern in der Erde und Energiebahnen, die so genannten Leylinien, ziehen sich angeblich über die gesamte Strecke parallel zur Milchstraße bis nach Santiago de Compostela (Sternenfeld); und sogar darüber hinaus bis nach Finisterre (Weltende) an der spanischen Atlantikküste, dem damaligen Ende der bekannten Welt. Bisher war ich immer davon ausgegangen, unser gesamter Planet befände sich irgendwie parallel zur Milchstraße. Aber bitte, man ist ja auch im Alter noch lernfähig!

Wer nach Santiago pilgert, dem vergibt die katholische Kirche freundlicherweise alle Sünden. Das ist für mich nun weniger Ansporn als die Verheißung, durch die Pilgerschaft zu Gott und damit auch zu mir zu finden. Das ist doch einen Versuch wert!

Wie hypnotisiert schaue ich mir in den folgenden Tagen dabei zu, wie ich fix die Reiseroute ausbaldowere und Rucksack, Schlafsack, Isomatte und Pilgerpass besorge, um auf dem Flug nach Bordeaux wieder zu mir zu kommen und mich laut sagen zu hören: „Bin ich eigentlich noch ganz dicht?“

Ich komme in Bordeaux an und es ist noch genauso hässlich und grau wie vor zwanzig Jahren, als ich hier als Sechzehnjähriger mal auf der Durchreise war. Ich steige im „Hotel Atlantic“, einem außerordentlich schönen klassizistischen Prachtbau gegenüber dem Hauptbahnhof, ab. Bevor ich die kommenden sechs Wochen nur noch in gammeligen Schlafsälen zwischen schnarchenden Amerikanern und rülpsenden Franzosen verbringe und ein Leben ohne ordentliche sanitäre Einrichtungen führe, tu ich mir noch mal was Gutes!

Aus dem Guten ist allerdings nicht viel geworden. Am Ende wäre es im Gemeinschaftssaal heimeliger gewesen. Mit einem bemerkenswert freundlichen Lächeln wird mir nämlich eine kahle Bruchbude ohne Fenster, dafür mit quietschblauer

Neonbeleuchtung und zu einem Wucherpreis zugeteilt. Im Gegensatz zu mir rebelliert meine nicht mehr vorhandene Gallenblase umgehend.

Wäre Bordeaux netter gewesen, wäre ich womöglich gar nicht weitergefahren.

Zwischen der ersten und der heutigen Reise liegen zwanzig Jahre. Hab ich etwa seit zwanzig Jahren schlechte Laune? Ich gebe Bordeaux die Schuld. Das ist einfacher. Im Zimmer hält mich nichts, denn mein Vormieter hat die Mini-Bar, schlau wie er war, schon leer gesoffen. Also raus und zwar direkt zum Bahnhof.

Als ich in der gigantischen Schalterhalle den Satz: „Mademoiselle, einmal Bordeaux – Saint-Jean-Piedde-Port, einfache Fahrt, zweiter Klasse, bitte!“ in ordentlichem Schulfranzösisch über die Lippen bringe, schaut mich die afrikanischstämmige Charmeoffensive auf der anderen Seite der Scheibe mit einem strahlenden Lächeln an.

„A quelle heure, Monsieur?“ – Wann? – Clever, die Frau!

„So um sieben Uhr morgen früh!“ entscheide ich spontan, wie ich nun mal bin.

Die für sie wesentliche Information hat die propere Schalterbeamtin offensichtlich schon wieder verdrängt: „Wie heißt der Ort noch mal?“

Prima! Auf keiner der Landkarten, die ich studiert habe, ist eine Eisenbahnverbindung nach Saint-Jean- Pied-de-Port eingezeichnet – ergo gibt es auch keine! Lustlos wiederhole ich den Namen des Ortes und das Fräulein wälzt leicht verwirrt wuchtige Fahrpläne aus vergangenen Jahrhunderten, um zu der vollkommen überraschenden Erkenntnis zu gelangen: „Monsieur, diesen Ort gibt es nicht in Frankreich!“

Ich bin so perplex, als hätte sie gerade behauptet: Gott ist tot!

„Moooment“, sage ich, „den Ort gibt es schon, aber vielleicht fährt die Eisenbahn nicht dorthin. Aber dann doch bestimmt ein Überlandbus oder so was!“ Die Dame bleibt zwar höflich, aber stur und lässt sich nicht beirren: „Nein, nein, der Ort existiert nicht! Glauben Sie mir.“ Ich glaube ihr selbstverständlich nicht und bestehe darauf, dass es den Ort gibt. Hier geht es schließlich auch ums Prinzip!

Nach quälend langen Minuten stellt sich heraus: Der Ort existiert! Und was noch toller ist, es gibt sogar eine Verbindung mit Umsteigemöglichkeit dorthin. Ich vermute, dieser Ort existiert nur, weil ich so insistiert habe. Vielleicht habe ich Glück und mit Gott geht's mir genauso?

Als ich mit meiner Fahrkarte den Bahnhof verlasse und mich gerade wieder frage, was ich hier eigentlich tue ... ob das alles denn auch vernünftig ist ... und überhaupt ... sehe ich vor mir ein Riesenwerbepplakat für eine neue Telekommunikationserrungenschaft mit dem Slogan: „Wissen Sie, wer Sie wirklich sind?“ Meine Antwort ist spontan und unumwunden: „Nein, pas-du-tout!“

Ich beschließe, im „Hotel Atlantic“ mal einen Gedanken darauf zu verschwenden. Im Hotelzimmer liegt eine ziemlich verklebte Stadtinfo für Bordeaux, in der ich lustlos blättere, um zu erfahren, was ich während der letzten Woche so alles verpasst habe. Dabei stoße ich auf die Fortsetzung der Plakatwerbekampagne. Diesmal mit dem Slogan „Willkommen in der Wirklichkeit.“ Das sitzt!

Mein Zimmer hat immer noch keine Fenster. Mein Handy-Akkuladegerät passt nicht in die französische Steckdose und eigentlich will ich jetzt schon wieder nach Hause – oder weg? Ich weiß es nicht. Ich entscheide mich für weg. Und schlafe.

4. Welche Bedeutung hat der Satz „Der Weg stellt jedem nur eine Frage:

„Wer bist du?“ für den Roman?

5. Bilden Sie die Sätze mit folgenden Vokabeln:

füttern, der Drang, lapidar, verspüren, peinlich, ungläubig, knallrot, das Motto, die Sünde

6. Paraphrasieren Sie

- Du bist jetzt durchgeknallt.
- Die bekennende Couch – potato geht auf Wanderschaft.
- Mein Vormieter hat die Mini – Bar schon leer gesotten.
- Ich bin perplex
- Hier brettern unglaublich viele Autos durch.
- Seit heute Morgen verspüre ich den Drang mein Abenteuer aufzuzeichnen.
- Bin ich eigentlich noch ganz dicht.

7. Was gehört zusammen?

sich auf die Reise	spendieren
den Drang	schenken
aus Ziel	gelangen
den Blick	begeben
Beachtung	erspüren
eine Auszeit	sein
einen Versuch wert	werten

8. Ergänzen Sie die fehlenden Informationen.

Der Autor wird...

- ...etwa _____ Kilometer wandern.
- ...in _____ Tagen ans Ziel gelangen.
- ...einen _____ Kilo schweren Rucksack tragen.
- ...jeden Tag _____ Kilometer gehen.
- ...nach _____ wandern.

9. Wie heißt das Gegenteil folgender Verben?

- starten _____
- sich begeben _____
- wackeln _____
- ausruhen _____
- vergeben _____

10. Was sind die Gründe für die Reise. Schreiben Sie Stichworte auf.

11. Schreiben Sie ein Telegramm über den ersten Tag der Reise.

Thilo Sarrazin



Thilo Sarrazin ist 12. Februar 1945 in Gera geboren ist ein deutscher Volkswirt und Autor. Er war zudem von 2000 bis 2001 in leitender Position bei der Deutschen Bahn AG beschäftigt. Von 2002 bis April 2009 war das SPD-Mitglied Sarrazin Finanzsenator im Berliner Senat und anschließend bis Ende September 2010 Mitglied des Vorstands der Deutschen Bundesbank. Sarrazin stieß durch provokant formulierte und kontroverse Thesen zur Sozial- und Bevölkerungspolitik verschiedene gesellschaftliche

Diskussionen an.

Mit „Deutschland schafft sich ab“ (2010) schrieb Sarrazin das meistverkaufte Politik-Sachbuch eines deutschsprachigen Autors des Jahrzehnts, welches jedoch auch vielfach kritisiert wurde. Es trägt den Untertitel Wie wir unser Land aufs Spiel setzen.

Sarrazin beschäftigt sich in dem Buch mit Folgen, die sich seiner Ansicht nach für Deutschland aus der Kombination von Geburtenrückgang, wachsender Unterschicht und Zuwanderung aus überwiegend muslimischen Ländern ergeben könnten.

Das SPD-Präsidium beschloss noch während der Buchvorstellung ein Parteiordnungsverfahren mit dem Ziel, Sarrazin aus der Partei auszuschließen. Die Deutsche Bundesbank beantragte Sarrazins Abberufung und entzog ihm sämtliche Geschäftsbereiche

1. **Was bedeutet für Sie Armut und Reichtum. Führen Sie eine Diskussion durch.**
2. **Lesen Sie den Auszug aus dem Buch „Deutschland schafft sich ab“ von Thilo Sarrazin.**

Deutschland schafft sich ab

Kapitel 4 Armut und Ungleichheit

Viele gute Absichten, wenig Mut zur Wahrheit.

Seht die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch.

MATTHÄUS 6.26

Wer schwach und hilflos ist, wem Unglück widerfährt, wer sich und die Seinen nicht aus eigener Kraft würdig ernähren kann, dem soll und muss geholfen werden. Das sind wir als Menschen und Staatsbürger unseren Mitbürgern schuldig, und es entspricht unserem gesellschaftlichen Selbstverständnis.

Wann aber ist jemand bedürftig, wann arm? Welche Bedeutung hat Armut in unserem Land tatsächlich, und in welchem sozialen Zusammenhang steht sie? Welche Ansatzpunkte gibt es, sie zu bekämpfen, welche Zusammenhänge bestehen zwischen den Ursachen der Armut und ihrer Bekämpfung, und welche Rolle spielt bei all dem die individuelle Wahrnehmung?

Im Jahre 1974 forderten die Jusos, das monatliche Einkommen für eine Person gesetzlich auf 5000 DM zu begrenzen. Das stieß auf große öffentliche Empörung, und man empfand diese Grenze als willkürlich. Ich war auch empört, aber die Grenze konnte ich mir

erklären: Juso-Vorsitzende war damals Heidemarie Wieczorek- Zeul, von Beruf Lehrerin, damals noch verheiratet mit Norbert Wieczorek, von Beruf Universitätsassistent. Jeder der beiden bezog damals nach dem Bundesangestelltentarifvertrag (BAT) ein Einkommen der Gruppe Ha, und das belief sich 1974 auf etwa 2500 DM brutto. Wenn jemand das Doppelte verdiente, schien er ihnen offenbar reich, und so kam dieser Juso-Beschluss wohl zustande. Er war strikt an der eigenen Lebenslage orientiert. Würde man Frau Wieczorek-Zeul heute fragen, läge die Grenze vermutlich viel höher. Es mag kein Zufall sein, dass die von der SPD 2005 durchgesetzte Reichensteuer etwa beim doppelten Gehalt eines Bundesministers beginnt.

Eine Straßenumfrage würde wohl folgendes Ergebnis haben: Wer doppelt so viel Einkommen hat, wie der jeweilige Befragte selber, gilt als reich, wer nur die Hälfte hat, als arm. Wer mehr als doppelt so viel hat, gilt als steinreich. Darüber hinausgehende Unterschiede nimmt der Bürger gewöhnlich kaum wahr. Das ist ein Glück für die wirklich Reichen. Denn diese Wahrnehmung führt dazu, dass die Aufregung über die Dienstwagennutzung einer Bundesministerin, die im Monat 8000 Euro netto verdient, weitaus größer ist als die Aufregung über angebliche dreistellige Millionen-Boni eines Porsche-Vorstands. Armut ist also zunächst eine Sache der individuellen Empfindung.

Was ist eigentlich Armut?

Begriffsdefinition

Unter den vielfaltigen Versprechen des Sozialstaats ist das Kernversprechen die Freiheit von materieller Not: Niemand soll hungern, dursten, frieren. Jeder soll sich vernünftig ernähren und ordentlich kleiden können und ein Dach über dem Kopf haben.

Armut verbinden wir in erster Linie mit zerlumpten, bettelnden Kindern in indischen Slums oder mit dem Hunger in der Sahelzone. Das ist die quasi biblische Konnotation des Armutsbegriffs, und die haben wir tief verinnerlicht. Berichte über »Armut in Deutschland«, in unserem reichen Land, empfinden wir daher - wenn wir ihnen überhaupt Glauben schenken - grundsätzlich als skandalös. Dieser Begriff von Armut ist sehr emotional geprägt und nur von geringem analytischen Gehalt. Wir stellen uns nämlich einen Armen vor, der seine einfachsten materiellen Bedürfnisse nicht befriedigen kann, und sind entsprechend alarmiert. Diese Armut ist aber gar nicht gemeint, wenn wir von Armut in Deutschland hören oder lesen.

Nach einer Allensbach-Umfrage vom August 2009 bezeichneten 15 Prozent der Befragten ihre wirtschaftliche Lage als schwierig, im Frühjahr 2008 waren es 14 Prozent. Nach dem OECD-Konzept liegt das Armutsrisiko bei 60 Prozent oder weniger des Nettoäquivalenzeinkommens (mittlerer Wert der mit der Haushaltsgröße gewichteten Nettoeinkommen). Im Jahr 2005 betraf das in Deutschland 13 Prozent der Bevölkerung durchgehend über drei Jahre waren aber lediglich sieben Prozent dem Armutsrisiko ausgesetzt. Für einen Alleinstehenden beginnt das Armutsrisiko bei einem verfügbaren Einkommen von 781 Euro pro Monat oder weniger, für einen Haushalt mit zwei Erwachsenen und zwei Kindern unter 14 Jahren liegt die Grenze bei 1640 Euro oder weniger.

Mit bescheidenem Auskommen hat die so definierte Armutsrisikoschwelle viel, mit Armut im Sinne der Bibel oder auch nur des 19. Jahrhunderts gar nichts zu tun. Die Armutsrisikoschwelle in Deutschland ist heute höher als das durchschnittliche

Nettoeinkommen der Deutschen auf dem Höhepunkt des Wirtschaftswunders Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Es ist üblich und sinnvoll, Stufen der Armut zu unterscheiden. Dem herkömmlichen Armutsbegriff am nächsten und zugleich relativ einfach zu definieren ist das physische Existenzminimum. In Indien stellt es die vielzitierte Schale Reis, in Deutschland jenen Betrag im Geldbeutel dar, der uns vor Hunger und Kälte bewahrt.

Die nächste Stufe ist das sogenannte soziokulturelle Existenzminimum. In Deutschland wird es festgelegt durch die Regelsätze zur Sozialhilfe, die auch für die Grundsicherung im Alter und das Arbeitslosengeld II gelten. Bei der Lohn- und Einkommensteuer sind sie zugleich die Untergrenze für die zu gewährende Steuerfreiheit des Existenzminimums. Wer weniger vorzuweisen hat, ist von der Steuer befreit.

Das soziokulturelle Existenzminimum, das der Sozialstaat gewährt, soll vor physischer Armut schützen und auf bescheidenem Niveau eine Teilnahme am allgemeinen materiellen Lebensstandard der Gesellschaft ermöglichen. Festgelegt wird der Regelsatz nach den tatsächlichen Verbrauchsausgaben, die für die untersten 20 Prozent der Haushalte ohne Sozialhilfeempfänger alle fünf Jahre durch die Einkommens- und Verbrauchsstichprobe (EVS) ermittelt werden. In dem dazwischenliegenden Zeitraum erfolgt die Anpassung entsprechend der Rentenentwicklung. Auf diese Weise ist sichergestellt, dass die Empfänger von Sozialtransfers den Anschluss an die allgemeine Entwicklung des privaten Verbrauchs nicht verlieren. Da außerdem - im Rahmen von Angemessenheitskriterien - die tatsächlichen Wohn- und Heizkosten zur Grundlage der Kostenerstattung gemacht werden, ist auch den regional sowie zwischen Stadt und Land sehr unterschiedlichen Wohnkosten Rechnung getragen.

Die Definitionen der OECD zur Armut sind mittlerweile zum allgemein akzeptierten Standard geworden. Danach liegt die relative Armutsgrenze bei 50 Prozent des Nettoäquivalenzeinkommens, das Risiko, in Armut zu verfallen, wird - wie bereits erwähnt - bei 60 Prozent vermutet. Diese sogenannte Armutsrisikoschwelle wird in der deutschen Diskussion ständig mit der Armutsgrenze verwechselt. Diese Grenze liegt für die OECD bei 40 Prozent des mittleren Nettoäquivalenzeinkommens.

Mit der Umrechnung in Nettoäquivalenzeinkommen wird es möglich, dem Familienstand und damit der Kostendegression bei einem größeren Haushalt Rechnung zu tragen. Im Verhältnis zu einem Einpersonenhaushalt werden die Kosten folgendermaßen angesetzt:

zwei Erwachsene ohne Kind mit dem 1,5-Fachen

ein(e) Alleinerziehende(r) mit zwei Kindern unter 14 Jahren mit dem 1,6-Fachen

zwei Erwachsene mit zwei Kindern unter 14 Jahren mit dem 2,1-Fachen.

Auf diese Weise sinkt das Nettoäquivalenzeinkommen bei ansonsten gleichen Einkommensverhältnissen, wenn die Zahl der Single-Haushalte und der Alleinerziehenden steigt. Soweit das Nettoäquivalenzeinkommen zum Maßstab für Transferzahlungen wird, steigt der Transferbedarf, je mehr Menschen sich trennen oder je weniger einen gemeinsamen Hausstand gründen/

Das Bundesverfassungsgericht hat mit dem Urteil vom 9. Februar 2010 zur Frage der Regelleistungen nach SGB II (»Hartz-IV-Gesetz«) nicht die Höhe der Regelsätze, sondern deren Ermittlung gerügt. In den Leitsätzen heißt es:

»Das Grundrecht auf Gewährleistung eines menschenwürdigen Existenzminimums aus Art. 1 Abs. 1 GG in Verbindung mit dem Sozialstaatsprinzip des Art. 20 Abs. 1 GG sichert jedem Hilfebedürftigen diejenigen materiellen Voraussetzungen zu, die für seine physische Existenz und für ein Mindestmaß der Teilhabe am gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Leben unerlässlich sind... Es ist dem Grunde nach unverfügbar und muss eingelöst werden, bedarf aber der Konkretisierung und stetigen Aktualisierung durch den Gesetzgeber, der die zu erbringenden Leistungen an den jeweiligen Entwicklungsstand des Gemeinwesens und den bestehenden Lebensbedingungen auszurichten hat. Dabei steht ihm ein Gestaltungsspielraum zu.

Es gibt danach keine Festlegungen zur Höhe des Unterstützungssatzes, sondern dazu, was er gewährleisten muss, nämlich die physische Existenz und ein Mindestmaß an gesellschaftlicher, kultureller und politischer Teilhabe. Die Vertreter der beklagten Bundesregierung müssen vor Gericht eine traurige Figur abgegeben haben, wenn ihnen dieser Nachweis angesichts des vorhandenen Absicherungsniveaus nicht gelungen ist.

Absolute und relative Armut

Relative Armut bedeutet Armut im Vergleich zum jeweiligen sozialen Umfeld. Setzt man die Kaufkraft eines Einkommens an der relativen Armutsgrenze in Deutschland (50 Prozent des Medianeinkommens - also des zentralen Wertes der nach der Einkommenshöhe gereihten Einkommen) gleich 100, so zeigt sich im Vergleich mit anderen OECD-Staaten eine enorme Spannweite. Ein Japaner kann sich bei gleicher relativer Armut doppelt so viel kaufen wie ein Tscheche, ein Amerikaner fünfmal so viel wie ein Türke, ein Italiener doppelt so viel wie ein Pole und ein Schweizer ein Viertel mehr als ein Deutscher. Man versteht auf einmal, weshalb es für viele Türken durchaus lohnend ist, als Arme in Deutschland zu leben, und warum die meisten armen Amerikaner sich in ihrem Land recht wohl fühlen.

Die relative Armut nach dem OECD-Konzept kann verstanden werden als internes Verteilungs- und Gerechtigkeitsmaß für ein Land. In Ländern, wo relativ mehr Leute unter die so definierte Armutsgrenze fallen als anderswo, ist die Verteilung auch ungleicher. Aber das sagt nichts über absolute Lebenslagen, denn ein Armer in einem reichen Land ist immer noch viel besser dran als ein Durchschnittsverdiener in einem armen Land. Jedes Wirtschafts- und Einkommenswachstum, das die Verteilung nicht ändert, erhöht gleichzeitig die Schwelle der relativen Armut. Es liegt also in der Definition der relativen Armut, dass die Bekämpfung derselben durch Wachstum immer ein Rattenrennen ist, das man nicht gewinnen kann.

Will man die Schwelle zur relativen Armut absenken, so bieten sich dafür neben Eingriffen in die Primärverteilung durch Steuern und Abgaben Veränderungen bei der Bestimmung des staatlich garantierten sozioökonomischen Existenzminimums an - allerdings mit Risiken und Nebenwirkungen (auf die ich noch eingehen werde). In Deutschland ist bereits heute das sozioökonomische Existenzminimum, das wirksam vor Armut schützen soll, so hoch angesetzt, dass die relative Armutsgrenze von 50 Prozent des mittleren Äquivalenzeinkommens im Regelfall deutlich überschritten wird. Das Konzept der relativen Armut hat aber mit Armut im klassischen Sinne nichts zu tun. Es ist letztlich sozialpsychologisch fundiert. Der Mensch bewertet seine materiellen Möglichkeiten und seine Stellung im Leben überhaupt vorrangig nach dem sozialen Kontext getreu dem alten britischen Motto: »To keep up with the Jones. Das subjektive sozioökonomische

Existenzminimum liegt immer irgendwo knapp über oder unter den eigenen laufenden Konsumausgaben.

Damit sind wir bei der Armutsdefinition von Amartya Sen, der Armut als Mangel an »Verwirklichungsmöglichkeiten« auffasst: »In einem reichen Land verhältnismäßig arm zu sein, kann die Verwirklichungsmöglichkeiten selbst dann extrem einengen, wenn das absolute Einkommen gemessen am Weltstandard hoch ist.« Auf die Armutsdefinition Amartya Sens nimmt mittlerweile ein großer Teil der Armutsforschung Bezug, auch der Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung knüpft daran an. Sens Definition, die auf Teilhabe- und Verwirklichungschancen für jeden Einzelnen abzielt, ist sehr flexibel. Sie gründet auf einem differenzierten, von Zuneigung geprägten Menschenbild und führt über das Armutsthema weit hinaus. Allerdings erweitert sie damit den Begriff der Armut ins Grenzenlose, so dass die Ränder im Ungefähren verschwimmen.

Ein Konzept, das auf mehr Teilhabe- und Verwirklichungschancen setzt, muss nicht notwendig als Forderung nach mehr Umverteilung interpretiert werden, denn diese kann auch zu Passivierung führen und das Gegenteil bewirken. Die beste Chancenmehrung findet daher durch Aktivierung jedes einzelnen Menschen und seiner Kräfte statt. Wer Amartya Sens Armutsbegriff umfassend interpretiert, müsste eine Armutsstrategie, die im Wesentlichen auf Umverteilung materieller Güter zielt, eigentlich als unzureichend - nämlich als nicht nachhaltig - empfinden.

Auswirkungen auf das Individuum

Sozialer Rang und soziale Exklusion

Für gewöhnlich haben Menschen den Wunsch, sich ihrer Umwelt anzupassen, sich so zu kleiden, wie sich alle kleiden, das zu besitzen, was alle besitzen, und das zu tun, was alle tun. Aus diesem Grund sind weder die Kleidungs- noch die Wohnstandards eines indischen Slums in Deutschland angemessen. Das Konzept des soziokulturellen Existenzminimums, auf dem Sozialhilfe und Grundsicherung in Deutschland aufbauen, trägt dem grundsätzlich Rechnung. Sobald die Wohnung ausreichend belichtet und geheizt ist, die sanitären Verhältnisse und die Kleidung ordentlich sind und genügend Geld für eine ausgewogene Ernährung bleibt - sobald also die physischen Grundbedürfnisse ausreichend abgedeckt sind -, ist allerdings letztlich der gesamte materielle Konsum mit Fragen der sozialen Interaktion und des sozialen Ranges vermischt und von diesen gar nicht zu trennen. Darum ist dort, wo von Armut und Ungleichheit geredet wird, der Neid niemals fern.

Neid entsteht, wenn unser Bedürfnis nach sozialem Rang nicht in einer Weise befriedigt wird, die wir für adäquat halten. Positiver Neid - »Das kann ich auch!« - ist ein wesentlicher Antrieb für Tatkraft und Ehrgeiz. Negativer Neid - »Wieso der und nicht ich?« - ist in der Tendenz destruktiv. Er führt das Individuum meistens in eine Sackgasse und kann sogar die Gesellschaft beschädigen, wenn er überhandnimmt. Wenn wir ständig mit dem Unvergleichlichen vergleichen, dann beschädigen wir den Antrieb, der sich aus positivem Neid ergeben kann, und führen fruchtlose Debatten darüber, ob andere das verdienen, was sie verdienen

Jeder Mensch sucht die Wertschätzung von außen, zieht aus ihr Lebenssinn und sucht in ihr ein Stück seiner Identität. Je weniger ein Mensch darauf vertraut, dass ihm seine persönlichen Eigenschaften, seine Fähigkeiten und Leistungen ein ausreichendes Maß an Wertschätzung verschaffen, umso wichtiger werden der materielle Konsum und die ganze

Fülle materieller Möglichkeiten. Entscheidend für seine materiellen Wünsche ist das materielle Niveau seiner sozialen Bezugsgruppe: Ein Empfänger von Arbeitslosengeld II mag sich grämen, wenn sein Nachbar den größeren Flachbildschirm hat, und ein Investmentbanker ist verstimmt, wenn sein Bonus nur für einen Audi TT reicht, während sein Kollege einen Porsche Carrera dafür kaufen kann. In beiden Autos kann man komfortabel fahren - wenn auch im einen etwas schneller. Auf beiden Bildschirmen kann man das Programm wunderbar verfolgen - auf dem einen ist eben alles nur etwas größer. Immerhin kann der Banker mit dem Porsche-Bonus sich einbilden, sein höherer Bonus habe etwas mit seiner - besseren - Leistung zu tun, und daraus seine Befriedigung ziehen. Diese Befriedigung bleibt dem Transferleistungsempfänger mit dem größeren Bildschirm verschlossen - und das zeigt die Grenzen jeder Bemühung, über die Höhe der Sozialtransfers zur Lösung von Fragen des sozialen Rangs beizutragen.

Letztlich geschieht sogar das Gegenteil: Neue Probleme tun sich auf. Je mehr sich die Transferleistungen nämlich dem unteren Bereich der durch Arbeit erzielten Einkommen annähern, desto mehr sieht der Arbeitende seine Leistung entwertet und sich in seinem sozialen Rang abgestuft. Das Lohnabstandsgebot hat nicht nur die Aufgabe, die Arbeitsanreize für die Empfänger von Transferleistungen ausreichend hoch zu halten, es ist auch eine wichtige Voraussetzung für den Stolz der Arbeitenden auf ihre eigene Leistung.

In der deutschen Armutsdiskussion wird immer wieder unterstellt, das materielle Niveau der Absicherung sei zu gering und verursache Erscheinungen der sozialen Exklusion, weil den Erwachsenen das Geld für Restaurantbesuche fehle, den Kindern Geld für die Klassenfahrt und so weiter. Das Klassenfahrtproblem ist mittlerweile an allen Schulen Deutschlands gelöst, und für ein gelegentliches Bier etwa auf einem Straßenfest reicht das Arbeitslosengeld II allemal. Interessant sind in diesem Zusammenhang die Erfahrungen mit dem Berliner Sozialpass, mit dem alle Sozialhilfeempfänger sowie die Empfänger von Grundsicherung und Arbeitslosengeld II ein Anrecht auf ein ermäßigtes Monatsticket für den öffentlichen Nahverkehr zum Preis von 33,50 Euro erwerben. Darüber hinaus können sie unentgeltlich alle staatlichen Museen und Büchereien besuchen und für drei Euro eine Theater- oder Opernkarte erwerben. Während sich das ermäßigte Ticket der Berliner Verkehrsbetriebe großer Nachfrage erfreut, bleibt die Nachfrage nach dem freien oder ermäßigten Kulturangebot minimal. Die damit verbundene »soziale Exklusion« ist also weniger eine materiell bedingte, sondern eine von den Anspruchsberechtigten selbst gewählte.

Materielle und geistige Armut

Damit sind wir an einem zentralen Punkt der deutschen wie der internationalen Armutsdiskussion angelangt: Die Abhängigkeit von staatlichen Transfers ist oft begleitet von einem niedrigen Niveau allgemeiner und beruflicher Bildung, von Suchtverhalten und von persönlichen Defiziten unterschiedlichster Art. Diese statistische Beobachtung kann auf kausale Zusammenhänge hindeuten, muss es aber nicht, und die kausalen Zusammenhänge können in beide Richtungen weisen: Jemand wird auf Dauer arbeitslos, weil er wenig qualifiziert ist und ein Suchtverhalten entwickelt hat. Oder: Weil jemand ohne eigenes Verschulden für lange Zeit arbeitslos wurde, verloren seine Qualifikationen an Wert und er entwickelte allmählich ein Suchtverhalten.

Wenn man interne und externe, verhaltensbedingte und objektive Faktoren der Armut nicht ausreichend voneinander trennt, dann entsteht eine Verwischung, die der geistigen Klarheit nicht dient und zudem die Tendenz fördert, die Betroffenen von ihrem Teil der Verantwortung zu entlasten. Das wiederum verschlimmert die Probleme, statt zu ihrer Lösung beizutragen. Der Wiesbadener Sozialrichter Peter Brändle sagt über seine Klientel: »Ich habe viel Sympathie für die Idee, Kindern mehr Sachleistungen zu gewähren. Denn ich bezweifle, dass höhere Geldsummen wirklich bei den Kindern ankommen. Ich habe mit den Jahren ein Gespür für die Fürsorglichkeit von Eltern entwickelt. Viele bringen ihre Kinder zur Verhandlung mit, dann kann ich sehen, wie man miteinander umgeht, und kann die Kinder ansprechen. Bei vielen sehe ich, dass sie nicht nur unter materieller Armut leiden, sondern nicht gefördert werden.

In der geltenden Armutsdefinition der EU heißt es: Als arm gelten Personen, Haushalte und Familien, »die über so geringe (materielle, kulturelle und soziale) Mittel verfügen, dass sie von der Lebensweise ausgeschlossen sind, die in dem Mitgliedstaat, in dem sie leben, als Minimum annehmbar ist«. Nach dieser Definition wäre ein wohlhabender Dummkopf, der in der Schule nicht richtig lesen gelernt hat und keinen Beruf ausüben kann, als arm zu bezeichnen. Das ist natürlich Unsinn. Verfügung über »kulturelle und soziale Mittel« ist ein verschleiender Ausdruck. Auf gut Deutsch müsste es heißen: Wer nur über »geringe kulturelle und soziale Mittel« verfügt (politisch korrekter EU-Sprech), ist nicht intelligent, nicht gebildet und nicht verhaltensstabil genug. In der EU-Formulierung wird der so definierte Arme von der Verantwortung für seine Situation entlastet und ihm der moralische Druck genommen, selbst etwas daran zu ändern. Die in der EU-Definition umschriebene Armut im Geiste und im Verhalten ist grundsätzlich nicht durch ein zu niedriges Transfereinkommen verursacht und kann deshalb auch grundsätzlich nicht durch ein höheres Transfereinkommen geheilt werden. Dies gilt jedenfalls überall dort, wo staatliche Transferzahlungen ein sozioökonomisches Existenzminimum garantieren.

3. In welcher Form übt T. Sarazin Gesellschaftskritik?

4. Warum hat Thilo Sarazin sein Buch „Deutschland schafft sich ab“ genannt?

5. Welche Bedeutung haben die Worte „*Viele gute Absichten, wenig Mut zur Wahrheit. Seht die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch.*“ für den Auszug?

6. Was gehört zusammen?

Mut	Vorstellung, was man gerne heben möchte
Wahrheit	feste Überzeugung
Unglück	Zustand, frei zu sein.
Kraft	Aussage oder Handlung, die nicht klug ist
Empörung	Fähigkeit etw. Schweres zu heben oder tragen
Freiheit	Zustand, in dem Menschen großen Kummer, Armut ertragen müssen.
Glauben	das, was wirklich geschehen ist

Wunsch Zorn, Entrüstung als Reaktion auf ein Benehmen
 Unsinn Eigenschaft, etw. zu tun, das gefährlich ist

7. Was bedeuten folgende Wörter und Ausdrücke? Bilden Sie mit ihnen Sätze.

- würdig sein _____
- bedürftig sein _____
- die Nebenwirkungen _____
- die Ermäßigung _____
- die Bemühung _____
- steinreich _____

8. Kennen Sie Synonyme für folgende Wörter?

- willkürlich _____
- arm _____
- schuldig _____
- strikt _____
- die Not _____
- bescheiden _____
- wunderbar _____

9. Ergänzen Sie bitte fehlende Wörter.

- Welche _____ hat Armut in unserem Land tatsächlich?
- Er war strikt an der eigenen _____ orientiert.
- Diese _____ liegt bei 40 Prozent des mittleren Einkommens.
- Er führt das _____ meistens in eine _____.
- Jeder _____ sucht die _____ von außen.

10. Wie heißt das Gegenteil folgender Wörter?

- gebildet _____
- die Lösung _____
- der Wert _____
- der Mut _____
- hungern _____
- die Verantwortung _____

11. Was ist positiver oder negativer Neid. Schreiben Sie kurze Beispiele.

12. Schreiben Sie eine kurze Werberezension des Auszuges.

Wolfgang Hohlbein



Wolfgang Hohlbein wurde am 15. August 1953 in Weimar geboren. Schon als Jugendlicher schrieb er gerne phantastische Geschichten.

Doch er arbeitete zunächst als Operator und Industriekaufmann. Mit dem Schreiben begann er während seiner Nachtschichten. 1981 erschien sein erster Hefroman „Zombiefieber“ in der Reihe „Professor Zamorra“. Sein erster Roman „Der wandernde Wald“ erschien 1983 und bildet den Anfang seiner Enwor-Saga. Der Durchbruch gelang ihm aber

schon 1982 durch einen Wettbewerb für Fantastik und Science-Fiction. Er sandte das innerhalb von drei Wochen gemeinsam mit seiner Frau verfasste Manuskript zum Kinderbuch „Märchenmond“ ein und gewann damit den ersten Preis. „Märchenmond“ wurde noch mehrfach mit Publikumspreisen ausgezeichnet wie z.B. dem „Fantastik-Preis der Stadt Wetzlar“ und dem „Preis der Leseratten“.

W. Hohlbein ist einer der produktivsten Schriftsteller dieses Genres. Auf ein Genre lässt er sich nicht festlegen. Überschiegend schreibt er Fantasy-Romane, aber auch Science-Fiction- und Horrorbücher sowie historische Romane. Seine Frau hat an vielen seiner Bücher mitgearbeitet. Mittlerweile umfasst sein Gesamtwerk fast 200 Bücher und etwa 100 Hefromane. Seine Gesamtauflage liegt bereits bei über 20 Millionen.

W. Hohlbein schrieb auch unter den Pseudonymen Martin Eisele, Martin Holburg, Wolfgang Eschenloh, Michael Marks, Martin Heidner, Angela Bonella, Henry Wolf, Robert Craven, Jason MacCloud, Angela Smith und Jack Vernom.

1. Erstellen Sie eine Mind-map zum Thema „Krankheiten“.
2. Lesen Sie den Auszug dem Buch „*Das zweite Gesicht*“ von W. Hohlbein.

Das zweite Gesicht

Heute war ein grauer Tag; das hieß, dass er fast nichts sehen konnte, aber eben nur fast. Die ewige Dunkelheit, in der er lebte, war nicht wirklich dunkel, wenigstens nicht immer, sondern eher die trübe Morgendämmerung auf einem Nebelplaneten, auf dem die Dinge zusätzlich ein beunruhigendes Eigenleben entwickelt hatten. Nie konnte er sicher sagen, was real war und was eingebildet, was wirklich da war, wenn auch nur unsichtbar.

Als er nach dem Glas zu greifen versuchte, verfehlte er es; selbstverständlich gerade knapp genug, um es mit den Fingerspitzen doch noch zu berühren und es umzuwerfen. Er hörte den hellen Klang, mit dem es aufschlug, das plätschernde Geräusch, mit dem sich das Wasser über die Schreibtischplatte und alles, was darauf lag, verteilte, und Denkrads hastiges Lufteinsaugen, gefolgt von einer Reihe rascher, hektischer Bewegungen, mit denen er versuchte, die kostbaren Papiere auf seinem Schreibtisch vor dem Schlimmsten zu bewahren. Wenigstens vermutete Martin, dass es sich um irgend etwas Wertvolles handeln musste, Denkrads plötzlicher Hektik nach zu urteilen. Sicher war er nicht. Er war schon ein Dutzend Mal hier gewesen, aber noch nie an einem wirklich hellen Tag.

«Entschuldigung», murmelte er. «Das... wollte ich nicht.»

Professor Denkrad wuselte noch eine Weile hektisch herum, ohne etwas zu sagen, dann konnte Martin hören, wie er das Glas aufstellte und sich wieder in seinen Sessel sinken ließ – ein schwerer, aus teurem Leder gefertigter Chefsessel, dem Geräusch und dem Geruch

nach zu urteilen. Denkrad zögerte gerade lange genug, um seiner Antwort auch noch die letzte Spur von Glaubwürdigkeit zu nehmen. «Das macht nichts», behauptete er. «Ich müsste mich entschuldigen. Ich hätte das Glas nicht einfach vor Sie hinstellen sollen, ohne etwas zu sagen.»

Hätte, dachte Martin, und müsste. Ob Denkrad wohl wusste, wie viel die Stimme und unbewusste Wortwahl eines Menschen über das verrieten, was er wirklich meinte? Vermutlich nicht.

Er hörte, wie eine Flasche aufgeschraubt wurde und zischend Kohlensäure entwich. Dann das Geräusch des Einschüttens. Als Denkrad sich über den Tisch beugte und das Glas vor ihm placierte, schloss er die Augen und konzentrierte sich, um den Laut möglichs-te genau zu orten. Es gelang ihm. Er streckte den Arm aus und ergriff es dieses Mal mit solcher Zielsicherheit, dass Denkrad einen Moment reglos verharnt, vermutlich, um ihn überrascht anzusehen.

«Erstaunlich», sagte er. «Vor einem Jahr hätten Sie nicht einmal den Stuhl gefunden, ohne sich ein Dutzend blaue Flecke zu holen. Sie machen Fortschritte.»

«Ich habe nicht mehr sehr viel Zeit zum Üben», antwortete Martin. «Der Krebs macht auch Fortschritte, wissen Sie? Ich schätze, ich habe noch ein halbes Jahr, bevor die Lichter ganz ausgehen.» Er trank einen winzigen Schluck und bedauerte es zutiefst, die Reaktion auf Denkrads Gesicht nicht sehen zu können.

«Wenn ich eine Prognose abgeben sollte, würde ich eher sagen, vier Monate», sagte Denkrad nach einer Weile. Martin konnte hören, wie er mit den Achseln zuckte. «Es tut mir Leid. Sie haben mich damals ausdrücklich gebeten, Ihnen immer und brutal die Wahrheit zu sagen.»

«Habe ich mich beschwert?», fragte Martin.

«Nein.» Wieder schwieg Denkrad einige Sekunden, in denen Martin regelrecht hören konnte, wie er ihn anstarrte, dann hörte er das Geräusch, mit dem ein Knopf auf irgendeiner Tastatur gedrückt wurde, und der Arzt fuhr mit veränderter Stimme und nicht in seine Richtung gewandt fort: «Bettina, ich möchte in den nächsten fünfzehn Minuten nicht gestört werden. Unter gar keinen Umständen.»

Das war beunruhigend, fand Martin. Denkrad hatte ihn vollkommen korrekt zitiert – er hatte darum gebeten, dass der Arzt kein Blatt vor den Mund nehmen sollte, wenn es um seinen Zustand und seine Aussichten ging, aber Denkrad war auch sonst nicht unbedingt das, was man zart besaitet nannte. Martin hatte sein Gesicht niemals gesehen. Als sie sich vor zwei Jahren das erste Mal begegnet waren, war seine Welt schon zu einer grauen Einöde aus Schemen und größtenteils eingebildeter Bewegung geworden, in der er allenfalls noch Silhouetten auseinanderhalten konnte, aber nicht mehr Gesichter. Trotzdem glaubte er eine ganz gute Vorstellung von seinem Aussehen zu haben. Denkrad war ein harter Mann, ein Zyniker an der Grenze zur Brutalität, der den Großteil seiner Gefühle schon vor vielen Jahren seiner Karriere geopfert hatte. Möglicherweise eine Koryphäe auf seinem Gebiet, aber trotzdem wohl eher ein Schlachter als ein Chirurg. Dennoch bemühte er sich normalerweise um ein Mindestmaß an – wahrscheinlich geheucheltem – Mitgefühl. Heute war davon in seiner Stimme nichts zu hören, dafür aber eine gehörige Portion Nervosität.

Er wartete eine ganze Weile vergeblich darauf, dass der Arzt weitersprach. Schließlich trank er einen Schluck von seinem Wasser, stellte das Glas auf den Millimeter

genau auf die Stelle zurück, von der er es genommen hatte, und sagte: «Also gut. Raus mit der Sprache.»

«Was meinen Sie?»

Martin zog eine Grimasse. «Sie haben mich doch nicht hierher bestellt, um mich zu meinen Fortschritten im Erlernen der Blindenschrift zu beglückwünschen – oder nur, um mir mitzuteilen, dass ich nur noch vier Monate habe, statt sechs.»

«Nein», antwortete Denkrad. «Natürlich nicht.» Mehr nicht. Anscheinend wollte er Spielchen spielen. Oder er war noch nervöser, als Martin ohnehin angenommen hatte.

«Weshalb dann?»

Statt zu antworten, zog Denkrad eine Schublade an seinem Schreibtisch auf. Etwas klickte, dann erfüllte der durchdringende Geruch nach brennendem Zigarettentabak die Luft. Seltsam – er konnte sich nicht erinnern, dass Denkrad jemals in seiner Gegenwart geraucht hatte.

«Auch eine?»

«Danke.» Martin schüttelte den Kopf. «Rauchen ist ungesund, wissen Sie? Man kann Krebs davon bekommen.»

«Zweifellos.» Denkrad nahm einen tiefen Zug und blies den Rauch – ganz gewiss nicht zufällig – genau in seine Richtung. Dann sagte er: «Sie haben gewaltige Angst davor, blind zu werden, nicht wahr?»

«Ich bin es bereits», antwortete Martin. Verdammt, was sollte das? «Nur, falls Sie es vergessen haben, Herr Professor – ich bin seit zwei Jahren bei Ihnen in Behandlung, weil ich blind bin.»

«Nein», antwortete Denkrad. «Das sind Sie nicht. Sie haben noch einen Rest von Sehvermögen. Nicht viel. Vier, fünf Prozent, denke ich. Das ist wenig, aber immer noch hundert Prozent mehr, als Sie in vier Monaten haben werden. Sie können noch hell und dunkel unterscheiden, nicht wahr? An guten Tagen sehen Sie sogar noch Silhouetten.»

«An sehr guten», antwortete Martin. «Was soll das?»

«Sie sind nicht mein einziger Patient mit diesem Krankheitsbild», fuhr Denkrad fort, ohne seine Frage auch nur im Ansatz beantworten zu wollen. «Aber Sie sind einer von sehr wenigen. Wirklich sehr wenigen. Und Sie sind der mit der größten Angst.»

«Was... soll das?», fragte Martin. Er wurde allmählich wütend.

«Ich kenne Sie seit zwei Jahren, Martin», fuhr Denkrad vollkommen unbeeindruckt fort. Seine Stimme war so ruhig, dass Martin plötzlich einfach wusste, dass er sich jedes Wort sorgsam zurechtgelegt und möglicherweise sogar geübt hatte. «Sie haben panische Angst davor, Ihr Augenlicht zu verlieren. Sie sind fast blind, aber eben nur fast, und Sie sind ein genügsamer Mensch. Sie könnten schlimmstenfalls mit dem Leben, was Sie noch haben – hell und dunkel zu unterscheiden, ein Fenster zu finden, wenn es draußen Tag ist, die Silhouette zu sehen, die zu der Stimme gehört, die zu Ihnen spricht... aber Sie würden es nicht ertragen, in vollkommener Dunkelheit zu leben. Wie oft haben Sie an Selbstmord gedacht, in den letzten zwei Jahren?»

«Was soll das?», fragte Martin noch einmal. «Ist das Ihre Art von Humor?»

«Unzählige Male», behauptete Denkrad. Nein, er behauptet es nicht, dachte Martin, er hat Recht. «Sie sind fest entschlossen, Ihrem Leben ein Ende zu setzen, sobald Ihr

Augenlicht vollkommen erloschen ist. Sie wissen sogar schon, wie. Sie verweigern einfach die Operation.»

«Das ist es also», sagte Martin. Er war fast erleichtert. «Geben Sie sich keine Mühe. Ich lasse mich nicht operieren.»

«Denken Sie wenigstens an Ihre Frau.»

«Das ist eher ein Grund, es nicht zu tun», sagte Martin böse. «Ich habe sie seit einem Jahr nicht mehr gesehen. Und das wird wohl auch so bleiben.» Er hasste Denkrad dafür, dass er Andrea ins Spiel brachte. Sie waren zehn Jahre zusammen, und das letzte dieser zehn Jahre war die reine Hölle gewesen – und trotzdem war sie ihm nicht egal.

«Das ist nicht wahr», sagte Denkrad. «Sie sind es ihr schuldig, weiter zu leben.»

«Das geht Sie nun wirklich nichts an», sagte Martin. «Ich sage nein.»

«Weil Sie es für den bequemsten Ausweg halten», sagte Denkrad. «Aber Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, dass es leicht sein wird. Der Krebs wird nicht aufhören zu wachsen. Er wächst sehr sehr langsam, aber er wächst. Im Moment zerfrisst er nur Ihr Sehzentrum, aber er wird sich weiter ausbreiten. Sie werden sterben.»

«Das ist mein Problem, oder?», fragte Martin feindselig.

«Wirklicher Selbstmord kommt für Sie nicht in Frage», fuhr Denkrad fort. Er hatte diesen Monolog auswendig gelernt, und offensichtlich konnte ihn nichts davon abbringen, ihn zu Ende vorzutragen. «Das könnten Sie Ihrer Familie nicht antun, oder vielleicht auch nicht mit Ihrem Verständnis von Religion und Ethik vereinbaren. Vielleicht sind Sie auch nur zu feige dazu. Sie glauben, es wäre der einfachste Weg – den Krebs die Arbeit für Sie erledigen lassen. Aber Sie täuschen sich.»

«Wieso?», fragte Martin feindselig. Er fühlte sich ertappt, und irgendwie in die Ecke gedrängt. «Ist das Ihre Art, mir zu sagen, dass ich nicht daran sterben werde?»

Denkrad stand auf und begann langsam im Zimmer auf und ab zu gehen. «Doch», antwortete er. «In zehn Jahren. Oder in fünfzehn.»

«Wie... bitte?», murmelte Martin.

«Wie gesagt: Ihr Krebs wächst sehr langsam. Ich vermute, dass Sie ihn schon seit mindestens zehn Jahren haben, wenn nicht länger. Sie werden sterben, aber es wird weder schnell gehen, noch wird es schmerzlos sein. Die Art von Krebs, an der Sie leiden, wächst extrem langsam. Aber er wächst. Er wird sich weiter in Ihr Gehirn fressen, und er wird andere, vielleicht wichtigere Teile als nur Ihr Sehzentrum zerstören. Wenn Sie Glück haben, werden Sie vergessen, was Ihnen passiert, und wer Sie sind, aber wahrscheinlicher ist, dass Sie früher oder später im Rollstuhl landen, einige Ihrer Körperfunktionen nicht mehr beherrschen, nicht mehr sprechen können... – und die Schmerzen natürlich nicht zu vergessen. Irgendwann werden Sie sterben, aber es wird lange dauern, und es wird die Hölle sein. Wissen Sie, dass die meisten Schmerzmittel ihre Wirkung verlieren, wenn man sie über längere Zeit einnimmt?»

«Was... was soll das?», fragte Martin erneut. «Warum zum Teufel erzählen Sie mir das?»

Denkrad blieb stehe. Martin konnte spüren, wie er ihn anstarrte. «Sie wollten es so», sagte er. «Sie haben mich ausdrücklich gebeten, Ihnen nichts vorzumachen. Schon vergessen?»

«Nein», sagte Martin nervös. Sein Herz klopfte. «Aber warum jetzt? Verdammt, ich weiß das alles selbst. Haben Sie mich extra kommen lassen, um – »

« – Ihnen einen Vorschlag zu unterbreiten», fiel ihm Denkrad ins Wort. Man musste nicht über das extrem scharfe Gehör eines Blinden verfügen, um zu hören, wie schwer ihm diese Worte fielen.

«Welchen Vorschlag?», fragte Martin misstrauisch.

«Ich möchte Sie operieren», sagte Denkrad. «Ich werde den Krebs entfernen »

«Ich habe doch wohl deutlich genug gesagt, dass ich –»

« – und ich werde Ihnen dabei Ihr Sehvermögen zurückgeben», schloss Denkrad.

3. Wie ist Ihr Gefühl vom Auszug?

4. Welche Wirkung hat die Krankheit auf Martin?

5. Was gehört zusammen?

Angst	Gesamtheit sittlicher Normen und Maximen.
Humor	Ergebnis des Zusammentreffens besonders günstiger Umstände.
Religion	Ort, der ewigen Verdammnis für die Sünder
Ethik	Gabe, die Schwierigkeiten und Missgeschicken des Alltags mit heiterer Gelassenheit zu begegnen.
Glück	Gefühl des Bedrohtseins
Hölle	Bestimmter, festgelegter Glaube.

6. Wie heißt das Gegenteil?

- kostbar _____
- hektisch _____
- gewaltig _____
- feindselig _____
- trübe _____

7. Kennen Sie Synonyme für folgende Wörter?

- entweichen _____
- verfehlen _____
- bewahren _____
- hell _____
- verweigern _____
- verharren _____

8. Bilden Sie die Sätze mit folgenden Vokabeln:

das Geräusch, der Klang, hektisch, eingebildet, trübe, der Schlachter, panisch.

9. Vervollständigen Sie folgende Ausdrücke. Erklären Sie ihre Bedeutung.

- Mit _____ zucken
- kein _____ vor dem _____ nehmen

- zart _____ sein
- in die _____ drängen
- ins _____ fallen

10. Ergänzen Sie fehlende Informationen.

Martin ...

ist seit _____ krank-

ist sein _____ blind-

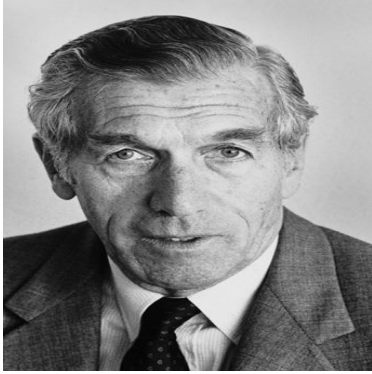
leidet _____

hat noch _____ zu leben.

11. Was meinen Sie? Wie wird die Geschichte von Martin enden?

12. Schreiben Sie eine kurze Zusammenfassung (5-6 Sätze).

Paul Watzlawick



Paul Watzlawick ist am 25. Juli 1921 in Villach/Kärnten, Österreich geboren und am 31. März 2007 in Palo Alto, Kalifornien gestorben. Er war ein Psychoanalytiker, Psychotherapeut, Kommunikationswissenschaftler, Soziologe, Philosoph und Autor. Seine Arbeiten hatten auch Einfluss auf die Familientherapie und allgemeine Psychotherapie. Im deutschsprachigen Raum wurde er vor allem durch seine populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen zur Kommunikationstheorie und über

den radikalen Konstruktivismus einem größeren Publikum bekannt. Er lebte und arbeitete in seiner Wahlheimat Kalifornien.

Das Buch *Vom Schlechten des Guten oder Hekates Lösungen* erschien 1996. Paul Watzlawick, der Meister des »Unglücklichseins«, führt mit bewährter Ironie vor, wie wir ferngelenkt von der finsternen Schicksalsgöttin Hekate immer wieder vermeintlich glatten Lösungen aufsitzen: im Gepäck ein ehrbares Prinzip, eine Ideologie, das Streben nach Sicherheit und Glück.

1. Lesen Sie die Erzählung „Zweimal soviel ist doppelt so gut“ von Paul Watzlawick.

Zweimal soviel ist doppelt so gut

»Dr. Xylmurbafi versteht wirklich etwas von seinem Fach«, sagte Herr Hypochon befriedigt zu seiner Frau. »Nun nehme ich diese Medizin erst seit einem Tag und fühle mich bereits wesentlich besser.« Er hatte Grund, sich zu freuen, denn bisher war es seinen Ärzten nicht gelungen, eine Besserung herbeizuführen. Und wen nimmt es wunder, daß er seiner Genesung ungeduldig entgegenschah und sich daher überlegte, wie er sie beschleunigen könnte. Weniger offensichtlich ist aber, daß er damit zum willfährigen Opfer einer der banalsten und abgehandeltsten Einflüsterungen Hekates wurde, nämlich der Überzeugung, daß mehr desselben besser sein müßte. Er nahm also zweimal soviel ein und mußte am vergangenen Donnerstag mit Vergiftungserscheinungen ins Städtische Krankenhaus eingeliefert werden.

Na und, wird der Leser fragen, was ist denn daran schon so erwähnenswert? Darauf wäre zu antworten, daß gerade diese Einstellung uns für gerade diese Gefahr blind macht. Was ein Medikament betrifft, dürften die meisten von uns etwas intelligenter als Herr Hypochon sein. Aber darüber hinaus ist das keineswegs so, und davon weiß so mancher berufliche Problemloser ein Lied zu singen; aber ein Lied, das er erst im Scheitern seiner Lösung zu singen lernte.

Nehmen wir nur den Vergrößerungswahn als Beispiel. Was scheint logischer, als von einer einmal gefundenen und seither vielfach bewährten Lösung anzunehmen, daß sie sich - entsprechend multipliziert - auf immer größere Problemkreise anwenden ließe. Hundertmal soviel ist aber nur in der reinen Mathematik hundertmal soviel. Der Trick, den Hekate nämlich in diese Situationen eingebaut hat und der zu den unerwartetsten Pannen führt, liegt darin, daß sie die Dinge im entscheidenden Augenblick von Quantität auf Qualität

überspringen läßt, und dieser Sprung kommt für den gesunden Menschenverstand ganz überraschend.

Alle Tage Kuchen erzeugt Kuchenüberdruß; das leuchtet ein. Daß es für die Spannweite von Brücken eine Höchstgrenze gibt, überrascht auch den Laien nicht. An einem Punkt ist es eben zuviel - was immer dieses »es« nun sein mag. Zuviel ist zuviel, heißt es schon im Volksmunde. Aber was, so wird man fragen, hat das mit Qualität, also mit »anders« zu tun? Einige Beispiele als Antwort:

Zahlreiche Großunternehmen, die sich nicht nur mit der Herstellung bereits im Handel befindlicher Waren, sondern auch mit der Entwicklung neuer oder verbesserter Produkte befassen und daher zusätzlich auch Forschung und Entwicklung betreiben, durchlaufen monoton sich wiederholende Krisen, die mit diesen Problemen des naiven Vergrößerns zu tun haben.

Das sieht meist so aus: Die Wissenschaftler der Forschungs- und Entwicklungsabteilung haben in langer, kostspieliger Arbeit den Prototyp eines fabelhaften neuen Produkts zusammengebastelt, auf Herz und Nieren geprüft und stolz den Ingenieuren der Produktionsabteilung zur Massenherstellung übergeben. In den Händen der Produktionsleute erweist sich das neue Ding aber als höchst fehlerhaft und unzuverlässig. Und nun beginnen die beiden Abteilungen sich zu bekriegen: »Es ist doch wirklich nicht zuviel verlangt, diesen tadellos funktionierenden Makromikroparallelkompensator, so wie er da vor euch auf dem Tisch steht, haargenau in Massenproduktion zu übernehmen!« sagen die Forschungsleute. »Tadellos funktioniert er vielleicht in euren gelehrten Köpfen, aber nicht in der wirklichen Welt hier draußen - hier sind die ersten 500 dieser Dinger, genau nach eurem Prototyp gebaut, und sie sind zum Wegwerfen«, ereifern sich die Produktionsleute. Das für Hekate Vergnügliche an der Situation ist, daß beide recht und beide unrecht haben. 500 MMP-Kompensatoren sind nicht nur mehr, sondern anders als der eine, ursprüngliche. In einem dieser Fälle stellt sich zum Beispiel heraus, daß die Forscher sich zur Herstellung einer bestimmten Emulsion einer kleinen Labor-Zentrifuge bedient hatten, die Produktionsingenieure aber für denselben Arbeitsgang einen riesigen, würfelförmigen Mischtank gebaut hatten. Was aus diesem Tank herauskam, hatte eben nicht dieselbe Konsistenz wie das Gemisch aus der Zentrifuge. Als Patendlösung versucht ein solches Unternehmen dann vielleicht zu retten, was noch zu retten ist, und stellt sich auf die Produktion von Eierteigwaren um.

Zu theoretisch und zu wenig überzeugend? Schön - hier sind zwei weitere Fälle:

Es ist wesentlich unwirtschaftlicher, eine bestimmte Menge Erdöl in zwei kleineren Tankern zu befördern, als in einem Tankschiff mit doppelter Ladefähigkeit. Verdoppelung oder gar Verfünffachung der Tonnage wurde daher zur selbstverständlichen »Mehr desselben«-Lösung. Mehr desselben stellte sich aber zur Verwunderung der Fachleute nicht als dasselbe heraus: Von einer bestimmten Wasserverdrängung an benehmen sich diese Riesen anders, nämlich unberechenbarer als ihre kleineren Vorfahren. Eine Reihe der Tankerkatastrophen der letzten Jahrzehnte, bei hellichtem Tage und ruhiger See, sind auf die Bockigkeit dieser Schiffe zurückzuführen. Außerdem neigen sie dazu, im unwahrscheinlichsten Augenblick zu explodieren, nämlich wenn sie leer auf der Fahrt zu den Ladehäfen sind und die Mannschaft dabei ist, die riesigen Behälter mit Seewasser auszuspritzen.

Der zweite Fall ist noch lehrreicher. Um ihre riesigen Weltraumraketen vor dem Start vor Witterungseinflüssen - hauptsächlich Regen und Blitzschlag - zu schützen, beschloß die amerikanische Weltraumbehörde, einen entsprechend großen Hangar aufzustellen. Hangars baut man bekanntlich seit Jahrzehnten, und man ging also frohgemut daran, die Baupläne des bisher größten eben mit zehn zu multiplizieren. Wie schon John Gall in seinem höchst lesenswerten Buch „Systemantics“ erwähnt, stellte sich, vermutlich wiederum zur Verblüffung der Experten, heraus, daß ein Leerraum dieser Größe (es handelt sich um den größten Bau der Welt!) sein eigenes inneres Klima hat, nämlich Wolken, Regengüsse und Entladungen statischer Elektrizität - also genau das von sich aus hervorbringt, wogegen er schützen soll.

Eine im wesentlichen identische Patendlösung lag im Falle des Ehepaars Machin aus dem französischen Departement Alpes-Maritimes vor, was beweist, daß sie im großen wie im kleinen funktioniert. Die beiden wünschten sich nichts sehnlicher als ein Kind, doch die Jahre verstrichen, und ihr Wunsch blieb unerfüllt. Und dann, als sie schon alle Hoffnung aufgegeben hatten, trat das Wunderbare doch ein; die Frau wurde schwanger und gebar schließlich ein Söhnchen. Die Freude der beiden war unbeschreiblich, und sie wollten, daß der Name des Kindes ihr bleibenden Ausdruck verleihen solle.

Lange suchten sie und einigten sich schließlich auf Formidable. Wie sich aber bald erwies, war dieser überspannte Name um so unglücklicher gewählt, als das Kind klein und schwächlich blieb und auch als Erwachsener daher die Zielscheibe geistloser Witze war, die sich monoton auf den Widerspruch zwischen seinem Namen und seiner Konstitution bezogen. Monsieur Machin litt schweigend, doch als er auf dem Sterbebett lag, sagte er zu seiner Frau: »Ich habe mich mein Leben lang mit diesem blödsinnigen Namen abfinden müssen, aber ich will nicht, daß er auch noch auf meinem Grabstein verewigt werde. Schreib du, was du willst, aber erwähne meinen Vornamen nicht.« Die Frau versprach's, er starb, und da ihr gemeinsames Leben wirklich harmonisch und liebevoll gewesen war, gab sie nach langem Sinnen einen Grabstein in Auftrag, auf dem zu lesen stand: »Hier liegt ein Mann, der seiner Frau stets liebend und treu zugetan war.« - Und jedermann, der vorbeikam und die Inschrift las, sagte: »Tiens, c'est formidable!«

Wer einmal so richtig am eigenen Leib dieses unvorhergesehene und unvorhersehbare Umschlagen einer versuchten Lösung in mehr derselben Problematik erfahren hat, wird mit Leichtigkeit den falschen Schluß daraus ziehen und auf eine andere Patendlösung hereinfliegen, die das genaue Gegenteil der eben beschriebenen zu sein scheint. Sie ist unser nächstes Thema.

2. Wie haben Sie auf den Text reagiert?

3. Charakterisieren Sie die Sprache.

4. Wählen Sie eine der fünf Geschichten aus und machen Sie eine kurze Präsentation zum Inhalt.

5. Was gehört zusammen?

Problem	schwierige, unsichere oder gefährliche Situation oder Zeit
Krise	der starke Wunsch oder Glaube, dass etw. geschehen wird
Hoffnung	Zustand, wenn verschiedene Dinge gut zusammenpassen
Harmonie	schwierige Aufgabe
Witz	eine kurze Geschichte, mit einem Ende, das zum Lachen bringt.

6. Wie heißen die Präpositionen zu folgenden Verben?

- sich freuen _____
- sich befassen _____
- neigen _____
- witzeln _____
- führen _____

7. Finden Sie im Auszug die Synonyme für folgende Adjektive.

- zufrieden _____
- teuer _____
- fehlerlos _____
- groß _____
- dünn _____
- korrekt _____

8. Wie heißt das Gegenteil?

- a) beschleunigen _____
- b) naiv _____
- c) riesig _____
- d) liebevoll _____
- e) ewig _____

9. Was bedeuten folgende Wörter und Ausdrücke? Bilden Sie mit ihnen Sätze.

- 2) zu Pannen führen _____
- 3) kostspielige Arbeit _____
- 4) sich bekriegen _____
- 5) der Behälter _____
- 6) verewigen _____
- 7) der Schluss _____

- 10. Bilden Sie möglichst viele Komposita mit der Komponente „treffen“.**
- 11. Führen Sie Ihre eigenen Beispiele, die bestätigen oder widerlegen, dass zweimal so viel auch doppel so gut ist.**

Alexa Hennig von Lange



Alexa Hennig von Lange gehört den erfolgreichsten Autorinnen ihrer Generation. Sie ist 1973 in Hannover geboren. Bereits mit acht Jahren beginnt sie zu schreiben. Mit 13 Jahren verfasst Alexa erste Kurzgeschichten, in denen es hauptsächlich um das Thema „Kindheit“ geht. 1986 ist sie eine der Preisträgerinnen im NDR-Schreibwettbewerb „Kinder schreiben für Kinder“ und darf ihre Geschichte „Esabeth“ im Radio vorlesen.

Mit 22 Jahren verfasst sie ihren ersten Roman und Bestseller „Relax“, in dem es um ein junges Paar im Rausch der neunziger Jahre zwischen Existenzängsten, Drogen, Freundschaften, Sex und Liebe geht. Bevor der Roman 1997 erscheint, geht Alexa nach Hamburg, um dort mit dem Drehbuchautor und Fernsehregisseur Andreas Senn „Relax“ zum Drehbuch umzuarbeiten. Im Laufe der nächsten Jahre wird das Drehbuch mehrfach an Filmproduktionen verkauft, doch der Stoff scheint zu unkonventionell, um ihn verfilmen zu können. Es folgen die Romane „Ich bin’s“ (1999), „Ich habe einfach Glück“ (2001), „Lelle“ (2002), „Woher ich komme“ (2003), „Erste Liebe“ (2004), „Mira reicht’s“ (2004), „Warum so traurig“ (2005), „Mira schwer verliebt“ (2006), „Risiko“ (2007) und „Leute, ich fühle mich leicht“ (2008). Alexas Romane wurden in viele Sprachen übersetzt. Seit 2005 schreibt sie für UNICUM die Kolumne „Erwachsen werden mit Alexa...“.

Im September 2008 startete Alexa Hennig von Langes neue Jugendbuchreihe; den Anfang machte *Leute, ich fühle mich leicht*. Lelle, tragende Figur in Hennig von Langes Werken, ist zurück und erzählt neue Geschichten aus ihrem Leben. Die weiteren Bände sollen halbjährlich veröffentlicht werden.

Leute, ich fühle mich leicht. Die fünfzehnjährige Lelle ist leicht wie nie - aber von dem Leben um sie herum kann man das nicht behaupten: Schwester Cotsch flirtet mit jedem Kerl im Viertel und sorgt für handfeste Skandale, der Vater flüchtet vor der Familie in den Keller und Lelles Mutter ist ein einziges paranoides Sorgenbündel. Im Haupt-Fokus der mütterlichen Sorge steht dabei Lelle selbst. Denn Lelle ist das Mädchen, das nichts mehr isst. Seit einem Jahr schon hungert sie, wird dünner und immer dünner - und fühlt sich dabei wie auf einem anderen Stern. Denn niemand in ihrer Bekanntschaft kann wirklich verstehen, warum sie das tut. Dass es ihr ein Gefühl der Unabhängigkeit gibt, der Macht, der Kontrolle. Richtig hungern, meint Lelle, kann nur ein Genie. Bis Genie Lelle eines Tages zusammenklappt und in einer Psychoklinik wieder aufwacht.

1. Führen Sie eine Diskussion durch: „Teenager und ihr Leben“
2. Welche Gefühle kann Hunger bei Menschen /bei Ihnen auslösen?
3. Lesen Sie den Auszug aus dem Roman „Leute, ich fühle mich leicht“ von Alexa Hennig von Lange.

Leute, ich fühle mich leicht.

Draußen scheint die Sonne, die Vögel zwitschern in den blätterbepackten Bäumen, und vor meinem gekippten Fenster springen die kleinen Nachbarsmädchen Springseil als ginge es um ihr Leben. Ich liege in meinem Zimmer auf dem Bett und stelle mir vor, ich sei vom ersten Halswirbel an abwärts gelähmt. So etwas kann passieren, wenn man unglücklich

stürzt. Über so einen Fall habe ich neulich einen Bericht im Fernsehen gesehen. Danach war nichts mehr so, wie es mal war. Plötzlich kann mir mein Leben so kostbar vor. Wenn man sich nicht mehr bewegen kann, besteht man nämlich streng genommen nur noch aus Gehirn, nutzlosen Knochen und schlaffen Gewebe drum herum. Ich habe ziemliche Panik davor, dass mich so ein Schicksal ereilen könnte. Darum versuche ich, mich jetzt schon seelisch darauf vorzubereiten, indem ich mich nach der Schule auf mein Bett lege und mich nicht mehr rühre. Dann glotze ich stumpfsinnig vor mich hin und weiß bereits nach zwei Minuten nicht mehr, worüber ich nachdenken soll. Nur lauter belastendes Material fällt mir ein, das ich am liebsten sofort wieder in mein Unterbewusstsein zurückdrängen würde. Zum Beispiel, dass mein Freund Arthur in Afrika ist und ich nicht weiß, ob er jemals wiederkommt. Oder dass Mama recht haben könnte und ich tatsächlich bald an Unterernährung sterbe, wenn ich nicht endlich wieder anfangen, normal zu essen. Ich höre mein Blut in den Ohren rauschen und wie Mama aus dem Büro nach Hause kommt. Sie hängt ihren Mantel auf den Bügel in der Garderobe, zieht die Straßenschuhe aus, die Hausschuhe an und im nächsten Moment steht sie auch schon in meinem Zimmer und betrachtet mich vollen Sorge. So als hätte ihr der Oberarzt wirklich gerade gestreckt, dass ich gelähmt bin.

„Geht es dir nicht gut?“

Das fragt sie mich jeden Tag. Also sage ich wie jeden Tag: „Alles bestens.“

Anschließend lächle ich ihr so ein bisschen aufmunternd zu. Nicht dass sie wieder mit ihrem elektronischen Blutdruckmessgerät angerannt kommt, um zu prüfen, ob ich noch „Puls“ habe. So wie letzte Woche. Plötzlich meinte sie: „Jetzt reicht’s! Du siehst aus, als würdest du gleich tot umkippen!“

Und schon ist sie aus dem Zimmer geflitzt und kam mit diesem hellblauen Plastikdings wieder. Zack, hat sie mir die Manschette um den Arm gebrokelt und tüchtig aufgepumpt. Ich dachte, mein Arm stirbt gleich ab. Zu allem Überfluss war mein Blutdruck tatsächlich so niedrig, dass Mama mit toderntem Unterton in der Stimme meinte: „Wahrscheinlich hast du eine Herzbeutelentzündung.“

Das ist ihre große Angst. Die ist so groß, dass sie sich darin wohnlich einrichten könnte. Mit Sofa und Beistelltisch. Und weil Mama keine Ruhe gegeben hat und eigentlich schon wieder so weit war, den Bestatter samt Sarg zu bestellen, bin ich rüber zu unserem Hausarzt Herrn Doktor Schaffrat. Normalerweise Wanken zu dem nur die alten Leute mit ihren Gehwagen hin, aber was hätte ich machen sollen? Mich gleich in die Rehaklinik einweisen lassen? Das wäre Mama natürlich das Liebste, damit sich endlich rund um die Uhr Profis um mich kümmern und mich zur Nahrungsaufnahme zwingen. Ohne mich! Mir nimmt niemand mein Hungern weg! Das ist meins!

Also saß ich geschlagene drei Stunden mit diesen seufzenden Menschen in diesem deprimierenden Wartezimmer herum und habe mir nacheinander die Schmierblätter reingepfiffen, die da in dem Ständer rumflädderten. Jetzt weiß ich alles über, die spanischen und dänischen Königshäuser. Ich kann nur sagen: Gut, dass ich keine Prinzessin bin. In diesen Familien geht es drunter und drüber. Ständig benimmt sich einer von denen daneben oder ein Kind wird geboren. Für mich ist das nichts. Ich meine, ich habe nichts gegen Kinder. Im Gegenteil. Aber meinen Ruhm will ich mir selbst erarbeiten. Als Bildhauerin oder so. Der einzige Vorteil, den man als Prinzessin hat, besteht darin, dass man einen Leibarzt hat. Den hätte ich auch gerne gehabt, als ich dann endlich in Unterwasche vor

unserem Doktor Schaffrat stand und er fachmännisch die Diagnose stellte, dass ich dringend mehr essen sollte. Beinahe hätte ich ihm zu seinem Scharfsinn gratuliert.

Er meinte: „Elisabeth, du bist ja nur noch Haut und Knochen.“

Womit er recht hat. Viel ist tatsächlich nicht mehr an mir dran. Mama meint, an mir holt man sich blaue Flecken. Kann ich nicht ändern. Ich fühle mich wohl. Ausschließend sollte ich zehn Kniebeugen machen, wobei ich beinahe aus den Latschen gekippt hätte. Nachdem ich mich einigermaßen wieder gesammelt hatte, musste ich mich von Doktor Schaffrat stundenlang abhören lassen. Dabei hat er immer wieder die Augen geschlossen und gemurmelt:

„Und jetzt noch einmal ganz tief einatmen, Liza, unter uns: Seitdem bin ich traumatisiert. Ich vermute, unser gute Doktor Schaffrat will was von mir. Ständig hat er mir seine Hand auf den Rücken gelegt oder an meinen Schultern herumgebogen ich würde sogar sagen: Herr Doktor Schaffrat hat die Situation gnadenlos ausgenutzt – ohne dass ich ihm je etwas nachweisen könnte. Er hätte immer die Möglichkeit, sich herauszureden. So noch dem Motto: „Ich wollte lediglich Elisabeths Herz abhören und prüfen, ob sie Wasser in den Lungen hat.“

Dass sich mein Herz allerdings direkt auf Brusthöhe befindet, wird ihn dabei kaum gestört haben. Machen wir uns nichts vor. Meine zwei Jahre ältere Schwester Gotsch meint auch: „Alle Männer wollen bumsen.“ Und Sie muss es ja wissen. Die hatte schon mit jedem was. Selbst mit unserem vierzigjährigen Nachbarn Helmuth, der deswegen die dritte Scheidung am Laufen hat. Seit der Geschichte zwischen ihm und Gotsch traut sich Mama kaum noch vor die Tür. Sie meint, meine Schwester hätte Schande über uns gebracht und alle Nachbarn würden sie schief angucken. Und auch Doktor Schaffrat wollte plötzlich wissen, wie es meiner Schwester geht. Weil ich nicht geantwortet habe, hat er schnell wieder zum eigentlichen Thema zurückgefunden und scheinheilig gefragt:

„Elisabeth, warum isst du denn nicht mal ein bisschen mehr?“

Ich habe auf diesem Patientenstuhl vor seinem Schreibtisch gehockt und mit den Schultern gezuckt. Ich fand seine Frage so was von bescheuert. Wenn ich die Antwort wüsste, würde ich vermutlich nicht hungern. Und ich anschließend nur noch gespenstisch in der Gegend rumgglotzt habe, hat er total nervös rumgenickt, die Hände auf meine rosafarbenen Patienten Karteikarte gefaltet und gemeint, dass Mama mir aller Wahrscheinlichkeit noch nicht die Speisen anbietet, auf die ich Appetit habe. Doktor Schaffrat ist ein echter Pragmatiker, und darum habe ich seine Diagnose direkt und ungefiltert an Mama weitergegeben, um sie auf den neuesten Erkenntnisstand zu bringen. Daraufhin hat allerdings erst mal einen astreinen Anfall von Schuldgefühlen gekriegt. Vollkommen entkräftet hat sie sich auf meiner Bettkante niedergelassen und traurig festgestellt: „Ich meine es doch nur gut mit euch. Seit ihr auf der Welt seid, meine ich es nur gut mit euch.“

Ich habe sie getröstet: „Ich weiß.“ Dabei habe ich ihr über den Rücken gestreichelt. Das entspannt. Seitdem fragt sie nun ständig, ob ich ihr beim Essenkochen helfe. So als würde das was bringen. Gerade lächelt Mama auch wieder auf mich herunter, wie ich vollkommen bewegungslos auf meiner Matratze liege, und will wissen: „Und? Hilfst du mir beim Essenkochen?“

„Meinetwegen“

Doch bevor ich aufstehen kann, setzt sie sich schon zu mir auf die Bettkante und stricht mir die Haare aus der Stirn, als wäre das hier endlich die langerwartete Sterbeszene. Sie greift nach meiner kalten Hand und fragt noch mal: „Geht es dir nicht gut?“

In ihren feuchten Augen lese ich Trauer, und ich wünschte, meine Mutter hätte mal mehr Freude am Leben. Ständig macht sie sich diese dämlichen Sorgen und denkt, dass alles unrettbar verloren ist. Ist aber gar nicht außer der Sache mit Gotsch und unserem Nachbarn Helmuth. Der hat ja leider wirklich geglaubt, mit meiner durchgeknallten Schwester ein neues Leben beginnen zu können. Ich meine, Gotsch ist siebzehn! Was für ein Interesse sollte sie bitte schön haben, mit diesem alten Knacker ihre Zukunft zu fristen? Diesen Fakt hätte sich Helmuth selbst mal vor Augen führen müssen, bevor er seine Frau eiskalt vor die Tür setzt. Das kann echt nicht Mamas Problem sein. Sie sollte sich einfach mal einen neuen Lippenstift oder so was leisten. Mit ein paar Frühlingsfarben das Gesicht aufmöbeln, das hat schon vielen geholfen.

„Ich lächle und sage: „Was soll denn sein?“

„Vielleicht eine angehende Herzbeutelentzündung.“

„Quatsch“

„Das ist überhaupt kein Quatsch! Das kann passieren, wenn man so wenig isst wie du.“

„Ich weiß.“

4. Charakterisieren Sie die Sprache.

5. Beschreiben Sie Lelle in Stichworten.

6. Wie wird das Leben von Lelle dargestellt? Welche Gefühle hat das Mädchen?

7. Wie wird das Verhältnis Mutter – Tochter beschrieben.

8. Was gehört zusammen?

in die Klinik	zucken
Ruhe	geben
aus den Latschen	ausnutzen
die Situation	einweisen
Schande über j-n	kippen
mit den Schultern	bringen
etw. am Laufen	haben

9. Bilden Sie Sätze mit folgenden Vokabeln:

unglücklich, schief, die Scheidung, dämlich, leisten, aufmöbeln, anrennen.

10. Versuchen Sie, die Bedeutung von Wörter mit Ihren eigenen Worten wiederzugeben:

fristen, umkippen, sammeln, die Latschen, bescheuert, rumglotzen, deprimierend, astrein

11. Ergänzen Sie bitte fehlende Wörter:

1. Darum versuche ich, mich jetzt schon _____ darauf vorzubereiten, indem ich mich nach der Schule auf mein _____ lege und mich nicht mehr rühre. 2. Nur lauter belastendes _____ fällt mir ein, das ich am liebsten sofort wieder in mein _____ zurückdrängen würde.
3. Ich sterbe tatsächlich bald an _____ , wenn ich nicht _____ wieder anfangen, normal zu essen.
4. Ich höre mein _____ in den Ohren _____ .
5. Und schon ist sie aus dem _____ geflitzt und kam mit diesem _____ Plastikdings wieder.
6. Normalerweise Wanken zu dem nur die _____ Leute mit ihren _____ hin, aber was hätte ich machen sollen.
7. Beinahe hätte ich ihm zu seinem _____ gratuliert.
8. Mama meint, an mir holt man sich blaue Flecken.
9. Ich habe auf diesem _____ vor seinem Schreibtisch _____ und mit den Schultern gezuckt.
10. Ich fand seine _____ so was von _____ .

12. Kennen Sie Synonyme für folgende Wörter

- glauben _____
- Quatsch _____
- schlaff _____
- nutzlos _____
- sterben _____
- aufmuntern _____
- vermuten _____

13. Wie heißen die Präpositionen zu folgenden Verben?

- j-n zwingen _____
- zurückfinden _____
- Appetit haben _____
- greifen _____

14. Schreiben Sie fünf wichtigste Wörter aus dem Auszug aus.

15. Was meinen Sie? Warum will das Mädchen unbedingt hungern?

Ernst Jandl



Ernst Jandl (1925-2000) gehört zu den Autoren, die radikal nicht nur in ihren jungen Jahren waren. Seine Poesie hat er mit Witz und einem ungeheuren Ernst betrieben, eine nie erlahmende Neugier trieb ihn an, Formen zu suchen und zu erproben, auf die vor ihm noch niemand gestoßen ist. Wie aber sind seine Gedichte entstanden? Wann ist bei Jandl die Entscheidung gefallen, sein Leben ganz dem Schreiben zu widmen?

Lesen Sie mehr über den Lebensweg des Lyrikers, der wie kein anderer das Gedicht aus seinem Material, der Sprache, heraus revolutioniert hat. Über einen Mann, der es vom »Verderber der Jugend« zum gefeierten Poeten gebracht hat. Und über ein dichterisches Werk, das immer noch unerhört neu ist.

Ernst Jandl (1925 in Wien geboren, 2000 dort verstorben) zählt zu den experimentellen Lyrikern der Gegenwart. Dass seine humoristische Sprachkunst Kinder fasziniert, stellte er in seiner Tätigkeit als Schullehrer immer wieder mit Freuden fest – und die großen Erfolge seiner in Bilderbüchern verwendeten Texte unterstreichen dies nachhaltig.

1. Lesen Sie das Gedicht „Im Park“ aus der Sammlung „idyllen“ von Ernst Jandl.
im park

bitte ist hier frei
 nein hier ist besetzt
 danke
 bitte ist hier frei
 nein hier ist besetzt
 danke
 bitte ist hier frei
 nein hier ist besetzt
 danke
 ist hier frei
 nein hier ist besetzt
 danke
 ist hier frei
 hier ist besetzt
 danke
 ist hier frei
 nein besetzt
 danke
 bitte ist hier frei
 nein
 danke
 hier frei
 besetzt
 danke
 ist hier frei
 nein hier ist leider besetzt
 danke
 ist hier frei

bitte
danke

2. Lesen Sie das Gedicht „anders“ aus der Sammlung „Peter und die Kuh“ von Ernst Jandl.

anders

mir ist so anders
als mir war
als mir noch nicht
so anders war
wie war dir denn
als dir noch nicht
so anders war
wie eben jetzt
als mir noch nicht
so war wie jetzt
war mir ganz anders
bis zuletzt
wann war zuletzt
daß dir noch nicht
so anders war
wie eben jetzt
immer war mir
bis knapp zuvor
ganz anders
ohne übergang

3. Lesen Sie das Gedicht „vermeide dein leben“ aus der Sammlung „Peter und die Kuh“ von Ernst Jandl.

vermeide dein leben

du bist ein mensch, verwandt der ratte.
leugne gott.
beginne nichts, damit du nicht beenden mußst.
du hast dich nicht begonnen – du wurdest begonnen.
du verendest, ob du willst oder nicht.
glück ist: sich und die mutter bei der geburt zu töten.
eines nur suche: deinen baldigen schmerzfreien tod.
hilferufe beantworte durch taubheit.
benütze dein denken zum vergessen von allem.
liebe streiche aus deinem vokabular.
verbrenne dein wörterbuch.
atme dich zu tode.

4. Erklären Sie den Titel des Gedichtes.

5. Lesen Sie das Gedicht „leises gedicht“ aus der Sammlung „Peter und die Kuh“ von Ernst Jandl.

leises gedicht

du, beim essen spricht man nicht.
nicht mit vollem munde sprechen.
jetzt sprechen die großen, die kleinen nicht.
halt deinen mund, du wicht.
wenn du ein gedicht bist, dann ein leises.

klein wie du, bist du vielleicht ein weises.
oder du bist blöd, dann noch am besten lautlos.
blick auf, wie schön über dir, du aas,
der himmel blau ist.

- 6. Charakterisieren Sie die Sprache.**
- 7. Versuchen Sie, anhand der gelesenen Gedichte Merkmale und Ziele der Konkreten Poesie zu erläutern.**
- 8. Wie haben Sie auf die Gedichte reagiert?**

Ulla Hahn



Ulla Hahn ist eine deutsche Schriftstellerin. Sie schreibt Lyrik, Romane und Erzählungen. Sie wurde am 30. April 1946 in Brachthausen geboren. Ulla Hahn studierte danach Germanistik, Soziologie und Geschichte an der Universität Köln. Nach ihrer Promotion im Jahr 1978 über das Dissertationsthema *Die Entwicklungstendenzen in der westdeutschen und sozialistischen Literatur der sechziger Jahre* arbeitete Ulla Hahn zunächst als Lehrbeauftragte an den

Universitäten Hamburg, Oldenburg und Bremen, später als Literaturredakteurin bei Radio Bremen, bevor sie schließlich freie Autorin wurde. 1981 erschien ihr erster Gedichtband *Herz über Kopf*, der zu einem der seltenen lyrischen Bestseller in Deutschland wurde. Für ihr weiteres dichterisches Werk – sie veröffentlichte bis heute neun weitere Gedichtbände – ist sie mehrfach ausgezeichnet worden. 1991 legte sie ihren ersten Roman *Ein Mann im Haus* vor, der in einer katholischen Kleinstadt im Rheinland spielt. Im Mittelpunkt steht die junge Goldschmiedin Maria. Jahrelang von ihrem Geliebten, dem Küster und Chordirigenten des Ortes gedemütigt, sucht sie nun einen Weg, sich zu rächen.

1. Ergänzen Sie den Satz „Ich bin die Frau“.

2. Lesen Sie das Gedicht „Ich bin die Frau“ von Ulla Hahn.

Ich bin die Frau

Ich bin die Frau
die man wieder mal anrufen könnte
wenn das Fernsehen langweilt

Ich bin die Frau
Die man wieder mal einladen könnte
Wenn jemand abgesagt hat

Ich bin die Frau
die man lieber nicht einlädt
zur Hochzeit

Ich bin die Frau
die man lieber nicht fragt
nach einem Foto vom Kind

Ich bin die Frau
die keine Frau ist
fürs Leben

3. Entwerfen Sie das Porträt des lyrischen Ichs. Schreiben Stichworte zu folgenden Punkten:

Alter	_____
Aussehen	_____
Beruf	_____
Familienstand	_____
Charakterzüge	_____

4. Schreiben Sie bitte das Gedicht, das mit den Zeilen beginnt: „Ich bin die Frau“ bzw. „Ich bin der Mann“.

5. Lesen Sie weitere Gedichte von Ulla Hahn.

Leises Licht

Ganz leise leise leise geht das Licht
 den ich nicht kenne geht an meiner Seite
 wir gehen wie ein Paar auf schöne Art
 und scheu schau ich ihm manchmal ins Gesicht
 Das neben meinem liegen wird wenn alles Licht
 gegangen ist wird er an meiner Seite
 mich Lieben wie ein Mann auf schöne Art
 und treu und bleiben und es gibt ihn nicht.

Heller Wahnsinn

Die Liebe ist kein Engelchen mit Flügeln,
 kein dicker Säugling der mit Pfeilchen schießt;
 die Liebe ist ein Engel von vielen,
 die Gottes Rache aus dem Himmel sties

als sie wie er sein wollte: schön und
 grausam blind und allmächtig, nicht
 von dieser Welt zeigt sie seither
 in immer neuen Bildern das Gesicht

des Würgeengels der nach seiner Peitsche
 die Herzen tanzen läßt bis er zuletzt
 die Taumelnden Gefallenen zu fällen
 den Fuss auf ihre armen Kehlen setzt,

und dort verharrt, sich auf dem Absatz
 wendet sorgfältig, ohne Eile, hin und her.
 Mitunter soll es glücken zu entkommen
 der Freispruch heisst: ICH LIEBE DICH NICHT MEHR!!!

- 6. Charakterisieren Sie die Sprache.**
- 7. Erklären Sie den Titel „Heller Wahnsinn“. Was assoziieren Sie mit dem Wort „Wahnsinn“.**
- 8. Wie ist Ihr Gefühl von den Gedichten?**

SELBSTÄNDIGE ARBEIT

Literarische Texte eröffnen den Lernenden neue Räume und bieten ihnen spezifische Erklärungen von der Welt. Das führt oft zur Überprüfung der eigenen Weltanschauung und zum Verstehen unserer Erfahrungen. Die Leser versuchen im Prozess der Rezeption den Text für sich zu adaptieren. Sie spielen mit, bringen ihre subjektive Bewertung und Emotionen ein, sie versetzen sich in die Figuren, knüpfen an ihre eigenen Lebenserfahrungen an. Man reagiert auf die Protagonisten, beurteilt ihr Handeln und deswegen gibt es immer so viele Interpretationen, wie viele Leser es gibt.

Projektarbeit

Bei der Projektvorbereitung kann man Musik, Fotos, Bilder etc. einbeziehen. Die Themen werden von Lernergruppen oder -paaren selbständig bearbeitet. Der Lektor steht als Impulsgeber und Koordinator helfend zur Seite. Zuerst sollen konkrete Problemstellungen formuliert werden, die bearbeitet werden.

Themen

1. Auf der Suche nach der blauen Blume oder von der Sehnsucht der Menschen, glücklich zu sein
2. Zwischen Liebe und Liebe: Literarische Texte zu einem großen Gefühl
3. „Ich will ich sein“
4. Erinnerung und Gedächtnis: Historische Ereignisse im Spiegel der Literatur
5. Texte und Bilder: Verfilmte Literatur am Beispiel von ...
6. Sprachgewitter – kleine Texte mit großer Wirkung
7. „Unsere Wände sind so dünn wie Haut“: Lyrik und Prosa zum leben in der Großstadt
8. Das Männerbild in der neueren Literatur
9. Das Frauenbild in der neueren Literatur

Referate

Die Studierende sollen bei dieser Arbeit einen kurzen mündlichen Vortrag zu dem vorgegebenen Thema halten. Die literarischen Werke können dabei als Unterstützung dienen.

1. Die Repräsentation von Flucht und Migration in der deutschen Literatur seit 2000
2. Identität und kulturelle Vielfalt in der zeitgenössischen deutschen Migrationsliteratur
3. Geschlechterrollen und Feminismus in der Literatur des 21. Jahrhunderts in Deutschland
4. Postmoderne Erzähltechniken und ihre Anwendung in neueren deutschen Romanen
5. Umweltbewusstsein und ökologische Themen in der deutschen Literatur seit 2000
6. Die Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte und dem Zweiten Weltkrieg in der zeitgenössischen Literatur
7. Technologischer Wandel und die Darstellung von sozialen Medien in der deutschen Literatur des 21. Jahrhunderts

Präsentation des literarischen Werkes

Die Präsentation eines literarischen Werkes beinhaltet folgende Aspekte:

- Gliederung der Präsentation
- Inhaltsverzeichnis
- Biographie (Geboren, wichtigste Lebensstationen, ev. Auszeichnungen)
- Werke (Hauptwerke nach Erscheinungsjahr, Angaben der Textgattung)
- Inhaltsangaben (Vorstellung der Personen, Ort und Zeit, Fabel)
- Werkanalyse
 - Erscheinungsjahr, Verlag, Textsorte
 - Literarische Richtung
 - Historisch-biografische Bedingungen der Textentstehung (Schreibanlass)
 - Aufbau (Kapitel mit oder ohne Überschriften, Akte, Szene, ...)
 - Sprachliche und stilistische Merkmale (Erzählperspektive bei epischen Werken)
- Interpretation (mögliche Deutungen, Auslegungen, persönlicher Eindruck, eigene Vorstellung, Gefühle, Erinnerungen)
- Literaturverzeichnis (Primärliteratur, Sekundärliteratur)

Literarische Werke

1. Ingo Schulze - "Simple Storys" (1998)
2. Jenny Erpenbeck - "Gehen, ging, gegangen" (2015)
3. Daniel Kehlmann - "Die Vermessung der Welt" (2005)
4. Sasa Stanisic - "Vor dem Fest" (2014)
5. Navid Kermani - "Dein Name" (2011)
6. Judith Hermann - "Sommerhaus, später" (1998)
7. Clemens J. Setz - "Die Frequenzen" (2007)
8. Terézia Mora - "Das Ungeheuer" (2013)
9. Feridun Zaimoglu - "Leyla" (2006)
10. Wolfgang Herrndorf - "Tschick" (2010)
11. Rainald Goetz - "Johann Holtrop" (2012)
12. Marlene Streeruwitz - "Die Schmerzmacherin" (2000)
13. Antje Rávic Strubel - "Kältere Schichten der Luft" (2007)
14. Saša Stanišić - "Herkunft" (2019)
15. Feridun Zaimoglu - "Siebentürmeviertel" (2001)
16. Shida Bazayr - "Nachts ist es leise in Teheran" (2016)
17. Ilija Trojanow - "Eistau" (2011)
18. Thea Dorn - "Die Unglückseligen" (2015)

Quellennachweis

1. Grass Günter. Beim Häuten der Zwiebel. Erinnerungen. Steidl, Göttingen 2006
2. Grass Günter. Im Krebsgang. Novelle. Steidl, Göttingen, 2002.
3. Hahn Ulla. Liebesgedichte. dva, München, 1993
4. Henning von Lange Alexa. Leute, ich fühle mich leicht! cbt, München, 2008
5. Hohlbein Wolfgang. Das zweite Gesicht. Kurzgeschichte aus "Nächtliche Begegnung". 2000 Heyne, München, 2003
6. Jandl Ernst. Idyllen. Luchterhand, München 1992
7. Jandl Ernst. Peter und die Kuh. Luchterhand, München 2001
8. Kerkeiling Hape. Ich bin dann mal weg: Meine Reise auf dem Jakobsweg. Piper Taschenbuch München, 2009
9. Kracht Kristian. Faserland: Roman. Deutscher Taschenbuch Verlag München, 2002
10. Sarrazin Thilo. Deutschland schafft sich ab: Wie wir unser Land aufs Spiel setzen. Deutsche Verlags-Anstalt München, 2010
11. Schlink Bernhard. Der Vorleser. Diogenes Verlag, Zürich, 1997.
12. Watzlawick Paul. Vom Schlechten des Guten: oder Hekates Lösungen. Piper Taschenbuch, 2005